

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Soziale Arbeit und Pflege
Studiendepartment Soziale Arbeit

Der Hund als Co-Therapeut

**Die gesundheitsfördernde Wirkung des Hundes auf
Menschen mit psychischen Erkrankungen auf der Grundlage
der besonderen Beziehung zwischen Mensch und Tier**

Diplomarbeit

Tag der Abgabe: 28. 02. 2008

Vorgelegt von: Patrick Ostersehl

██████████

██████████

██████████

████████████████████

██████████

Betreuender Prüfer: Prof. Dr. Dieter Röh

Zweiter Prüfer: Prof. Dr. Georg Schürgers

„Mit einem kurzen Schwanzwedeln kann ein Hund mehr Gefühle ausdrücken als mancher Mensch mit stundenlangem Gerede.“

Louis Daniel Armstrong (1901-1971)
Amerikanischer Jazztrompeter und Sänger

1. EINLEITUNG	4
2. BEZIEHUNG ZWISCHEN MENSCH UND TIER	7
2.1. Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung	7
2.2. Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung aus heutiger Sicht	10
2.2.1. Das Tier als ‚Diagonalpartner‘	10
2.2.2. Das Tier als ‚heilender Prozess‘	11
2.2.3. Gefahr der ‚Vermenschlichung‘ des Tieres	13
2.3. Erklärungsmodelle der Mensch-Tier-Beziehung.....	13
2.3.1. Biophilie-Hypothese.....	14
2.3.2. Entwicklung des Bewusstseins	15
2.3.3. Theorie der Schichtenlehre der Person	16
2.3.4. Bedeutung der Bindung.....	18
2.4. Bedeutung der Kommunikation	19
2.4.1. Begriffsklärung der ‚Kommunikation‘	20
2.4.2. Kommunikation zwischen Mensch und Tier.....	22
2.5. Besonderheiten der Beziehung zwischen Mensch und Hund.....	22
3. GESUNDHEITSFÖRDERNDE WIRKUNG DES HUNDES AUF DEN MENSCHEN	26
3.1. Konzept der Gesundheitsförderung.....	26
3.2. Physiologische Wirkungen.....	28
3.3. Psychologische Wirkungen.....	29
3.4. Soziale Wirkungen	32

4. PRINZIPIEN DER ‚TIERGESTÜTZTEN THERAPIE‘	34
4.1. Begriffsdefinition ‚Therapie‘	34
4.2. Begriff der ‚tiergestützten Therapie‘	35
4.2.1. Ursprung und Entwicklung der ‚tiergestützten Therapie‘	36
4.2.2. Animal-Assisted-Activities (AAA).....	39
4.2.3. Animal-Assisted-Therapy (AAT)	40
4.3. Der Hund als Co-Therapeut	40
4.3.1. Der Assistenzhund	41
4.3.2. Der Besuchsdiensthund	41
4.3.3. Der Therapiebegleithund	41
4.3.4. Voraussetzungen für die Arbeit als Co-Therapeut	42
5. DER GESUNDHEITSFÖRDERNDE EINSATZ DES HUNDES BEI MENSCHEN MIT EINER PSYCHISCHEN ERKRANKUNG	43
5.1. Erklärungsmodelle zum Verständnis psychischer Erkrankungen.....	44
5.1.1. Biopsychosoziales Modell.....	44
5.1.2. Modell der Salutogenese	45
5.2. Vorstellung und Auswertung ausgewählter Fallbeispiele.....	46
5.2.1. Fallbeispiel Frau H. (schizo-affektive Psychose)	46
5.2.1.1. Biografie.....	47
5.2.1.2. Dokumentation des Hundekontaktes	48
5.2.1.3. Evaluation des Hundekontaktes	52
5.2.2. Fallbeispiel Frau W. (hirnorganisches Psychosyndrom, Depression)	57
5.2.2.1. Biografie	57
5.2.2.2. Dokumentation des Hundekontaktes	59
5.2.2.3. Evaluation des Hundekontaktes	63
6. SCHLUSSBETRACHTUNG	67
7. LITERATURVERZEICHNIS	70

1. Einleitung

In der therapeutischen Arbeit mit Tieren lässt sich auf eine lange Tradition zurückblicken. Erste Einsätze von Tieren für therapeutische Zwecke sind bereits seit dem 8. Jahrhundert aus Belgien bekannt. Auch in England wurden im 18. Jahrhundert in einer Anstalt für Geisteskranke bereits Tiere für die Arbeit mit Patienten eingesetzt. Wissenschaftlich verwertbare Aufzeichnungen existieren aus diesen Zeiten jedoch nicht (vgl. Greiffenhagen, 1991: 14). Während die tiergestützte Therapie in den angelsächsischen Ländern und den USA bereits seit den sechziger Jahren wissenschaftlich untersucht wird und dementsprechend an Popularität gewonnen hat, befindet sich die Theorie und Praxis dieses therapeutischen Zweiges in Deutschland noch in den Anfängen. Insbesondere das therapeutische Reiten ist inzwischen zu einem Begriff geworden. Seit einigen Jahren werden aber auch andere Tiere zunehmend in der therapeutischen Arbeit eingesetzt. Insbesondere der Hund, der im Volksmund als ‚treuester Weggefährte des Menschen‘ verstanden wird, besitzt besondere Eigenschaften, die ihn für den therapeutischen Einsatz besonders wertvoll machen. Seit 1991 das erste deutsche Standardwerk von Dr. Sylvia Greiffenhagen „Tiere als Therapie“ auf den Markt kam, hat sich der Einsatz des Therapiehundes in mehreren Bereichen der Sozialen Arbeit etabliert (vgl. Röger-Lakenbrink, 2006: 18). Er wird bereits vorwiegend in der Kinder- und Jugendarbeit, aber auch in der Arbeit mit alten Menschen sehr erfolgreich eingesetzt. Jedoch ist auch in diesen Bereichen die Praxis der Theorie noch weit voraus.

Nur wenige Erfahrungen existieren unterdessen beim therapeutischen Einsatz des Hundes bei Menschen mit psychischen Erkrankungen. Gerade dieser Personenkreis ist in seiner Alltagsbewältigung und Lebensgestaltung besonderen Problemlagen ausgesetzt. Ein Perspektivenwechsel in den siebziger Jahren hat zur Erklärung von Ursachen und Bewältigung dieser Erkrankung die psychische und soziale Sichtweise stärker in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt, da eine Reduktion auf ein ausschließlich naturwissenschaftliches Krankheitsverständnis zu einseitig erschien (vgl. Grabert, 2007: 12f). Dieses neue Denken führte dazu, den Bereich der so genannten Sozialpsychiatrie zunehmend auch als Aufgabe der Sozialen Arbeit zu verstehen. Nach ersten Erfahrungen

bietet die positive Wirkung des Hundes hierbei viel versprechende Ansätze, gesundheitsfördernd auf Menschen mit psychischen Erkrankungen einzuwirken.

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich daher mit dem Thema der tiergestützten therapeutischen Arbeit mit Hunden im sozialpsychiatrischen Bereich. Dabei geht die Arbeit der Frage nach, welche gesundheitsfördernden Auswirkungen ein therapeutischer Einsatz des Hundes auf Menschen mit psychischen Erkrankungen haben kann.

Ausgehend von dieser Fragestellung behandelt das zweite Kapitel der Diplomarbeit zunächst die grundlegende Beziehung zwischen Mensch und Tier. Dieser Aspekt ist von besonderer Bedeutung, um die Wirksamkeit von Tieren im therapeutischen Kontext überhaupt rechtfertigen zu können. Dazu geht die Arbeit zunächst auf die historische Entwicklung der allgemeinen Mensch-Tier-Beziehung ein, um darauf aufbauend die aktuelle Bedeutung dieser Beziehung darzustellen. Zur vertiefenden Darstellung werden unterschiedliche Erklärungsmodelle erläutert wie beispielsweise die Biophilie-Hypothese von Wilson, Rothackers Theorie der Schichtenlehre der Person, die Theorie der Bewusstseinswerdung nach Jung, aber auch aktuelle Aspekte der Bindungsforschung nach Bowlby. Diese Erklärungsmodelle beinhalten wesentliche Aspekte zur Erklärung der besonderen Beziehung zwischen Mensch und Tier. Einen weiteren wichtigen Aspekt in dieser Beziehung stellt der Bereich der Kommunikation dar, welcher als gesonderter Abschnitt vertieft dargestellt werden soll, um ein Verständnis dafür zu geben, auf welcher Ebene die Kommunikation zwischen Mensch und Tier stattfindet und wie sich diese von der Kommunikation von Menschen untereinander unterscheidet. Anschließend wird die besondere Bedeutung des Hundes für den Menschen dargestellt, um zu verdeutlichen, inwieweit insbesondere die Eigenschaften des Hundes einen therapeutischen Nutzen rechtfertigen.

Im darauf folgenden dritten Kapitel wird der Aspekt der gesundheitsfördernden Wirkung in der Beziehung zwischen Mensch und Hund erläutert. Welche positiven Auswirkungen hat die Interaktion mit einem Hund auf verschiedene Lebensbereiche des Menschen? Hier sind insbesondere physiologische,

psychologische und soziale Auswirkungen von Bedeutung. Zu diesem Zweck erscheint es notwendig, vorab auf das Konzept der Gesundheitsförderung einzugehen. Dieses an Ressourcen orientierte Modell beschäftigt sich mit der Frage, welche Bedingungen gegeben sein müssen, um Gesundheit zu erhalten bzw. wiederherzustellen, und grenzt sich ab von pathologisch orientierten Modellen. Das Konzept der Gesundheitsförderung kann damit als Erklärungsmodell für die positiven Auswirkungen des Hundes auf den Menschen verstanden werden.

Das vierte Kapitel befasst sich mit den Prinzipien der tiergestützten Therapie. Nach der Erläuterung des Ursprungs sowie der Entwicklung dieser Therapieform sollen Unterschiede der tiergestützten Therapie zu den tiergestützten Aktivitäten dargestellt werden. Diese beiden Bereiche bilden aktuell die verschiedenen Möglichkeiten, Tiere in der Arbeit mit Menschen einzusetzen. Zum Abschluss des Kapitels werden verschiedene Einsatzmöglichkeiten speziell des Hundes in der therapeutischen Arbeit mit Menschen vorgestellt.

Im fünften und letzten Kapitel wird schließlich die Kernhypothese dieser Arbeit erörtert, dass der therapeutische Einsatz des Hundes eine gesundheitsfördernde Wirkung speziell bei Menschen mit psychischen Erkrankungen haben kann. Insbesondere dieser Personenkreis unserer Gesellschaft ist nachweislich besonderen persönlichen und sozialen Problemlagen ausgesetzt, die den Krankheitsverlauf maßgeblich beeinflussen und so die Lebensqualität verändern. Dazu werden mit Hilfe des biopsychosozialen Modells und des Modells der Salutogenese zunächst mögliche Erklärungsansätze zur Entstehung sowie zum Verständnis psychischer Erkrankungen dargestellt. Im Anschluss daran soll anhand von zwei exemplarischen Fallbeispielen die gesundheitsfördernde Wirkung des Hundes bei Menschen mit psychischen Erkrankungen verdeutlicht werden. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, zu einer wissenschaftlich fundierten Verifizierung der aufgestellten Hypothese zu gelangen. Vielmehr soll anhand dieser individuellen Fallbeispiele ein besseres Verständnis darüber vermittelt werden, inwieweit sich der therapeutische Einsatz des Hundes gesundheitsfördernd auf die verschiedenen Lebensbereiche von Menschen mit psychischen Erkrankungen auswirken kann.

2. Beziehung zwischen Mensch und Tier

2.1. Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung

Seit die Menschheit existiert, gibt es auch eine Beziehung zwischen Mensch und Tier. Dabei war das Tier nicht nur schon damals treuer Begleiter, sondern diente auch als Nahrungs- und Kleidungslieferant, Nutz- und Lastentier, als Hüter von Haus und Hof und nicht zuletzt auch als religiöses und mythisch verehrtes Wesen. Jedoch unterlag die Beziehung zwischen Mensch und Tier auch immer einem ständigen Bedeutungswandel, so dass sich auch die Wertschätzung, die der Mensch dem Tier gegenüber vertrat, fortlaufend verändert hat.

In der Altsteinzeit zu Zeiten der Jäger und Sammler verstanden die Menschen sich selber als Teil der Natur und pflegten daher eine gleichberechtigte Beziehung zum Tier. Diese archaische¹ Verbindung zwischen Mensch und Tier spiegelte sich beispielsweise in der Tradition alter Jägerkulturen wider, Tierschädel erlegter Beute als Zeichen ihrer Wiedergeburt in Ehren zu halten (vgl. Savory-Deermann, 1999: 2). Somit war das Töten eines Tieres nicht nur ein bloßes Schlachten, sondern galt auch als Ritual, bei dem die Dankbarkeit und der Respekt des Menschen zum Ausdruck kamen, dass sein Überleben vom Fleisch des Tieres abhängig war. Zum Teil lässt sich in den Entwicklungsgeschichten vieler Kulturen sogar eine Überlegenheit zugunsten des Tieres in Form von Vorstellungen von Göttern und Dämonen in Tiergestalt nachweisen. So galt bei den alten Ägyptern die Löwin beispielsweise als Erscheinungsform der Kriegsgöttin Sechemet, die auch Krankheiten senden oder heilen konnte. Die Göttin des Himmels, Hathor, wurde in Kuhgestalt verehrt oder das Symbol des Falken stand für den Sonnengott Horus (vgl. Forman/Niederwieser, 2000: 13f). Auch heute finden sich noch in einigen Naturvölkern Formen der Vergöttlichung bzw. Verehrung von Tieren, z.B. bei Beschwörungs- und Entschuldigungsriten für die Tiertötung. Auch der heutige Jansimus steht unter anderem für ein striktes Verbot der Tötung von Tieren bzw. Schädigung lebender Wesen (vgl. Otterstedt, 2003a: 16) und zahlreiche überlieferte Höhlengemälde, Grabfunde von Plastiken und Schmuck in Form von Tieren zeugen von deren Verehrung.

der Vor- oder Frühzeit angehörend; entwicklungsgeschichtlich älteren Schichten der Persönlichkeit angehörend (vgl. Duden, 86)

Das Verständnis der Gleichsetzung mit der Natur änderte sich jedoch auch vor ca. 10.000 - 14.000 Jahren mit der Domestizierung² des Tieres, als der Mensch sesshaft wurde. Der Mensch gewann zunehmend Kontrolle über das Tier und machte es sich für seinen Lebensstil und seine Lebensqualität nutzbar. So zähmte er Wildtiere als Arbeits- Nutz- und Haustiere wie z.B. Rinder und Schweine für die Landwirtschaft und Viehzucht. Zu dieser Zeit entstanden aber auch erstmalig persönliche Beziehungen zu den Tieren, die umsorgt und gefüttert werden mussten. Der Mensch übernahm Verantwortung für die Tiere und die Tiere versorgten den Menschen mit Kleidung und Nahrung. Das Schlachten eines Tieres führte durch die persönliche Beziehung aber auch zu Schuld- und Reuegefühlen (vgl. Frömming, 2006: 5), hier wird also die emotionale Bindung bzw. Beziehung zwischen Mensch und domestiziertem Tier erstmals deutlich.

Ein besonderer Einschnitt in der Beziehung zwischen Mensch und Tier ist in der Zeit des ausgehenden Mittelalters zu verzeichnen, als der Mensch sich von der Natur entfremdete und sich seine Identität über den Geist bildete. Diese Zeit ist geprägt vom ‚anthropozentrischen Denken‘ des Menschen. Im Duden ist der Begriff ‚anthropozentrisch‘ übersetzt mit: *„den Menschen in den Mittelpunkt stellen“* (Duden, 2001: 71). Im Sinne des ‚anthropozentrischen Denkens‘ ging der Mensch von seiner Überlegenheit gegenüber der übrigen Schöpfung aus (vgl. Frömming, 2006: 6). Er wurde *„auf einen moralischen Sockel gestellt, hoch über den Rest der Schöpfung“* (Serpell, 1990: 167). Den Tieren wurde indes jegliche Art von Bewusstsein, Verstand, Sprache oder gar Seele abgesprochen. Man ging davon aus, dass nur der Mensch eine Seele habe, Tiere jedoch nicht. Sie wurden zum Teil mit Maschinen verglichen. Diese Sichtweise hatte zur Folge, dass den Tieren auch jegliches Schmerzempfinden und die Möglichkeit zu leiden abgesprochen wurde. Mit René Descartes findet diese Überzeugung zu Beginn der Aufklärung seinen Höhepunkt. Er ging davon aus, dass Tiere nach einem mechanischen Prinzip funktionieren, und verglich sie dabei mit Automaten oder Maschinen. Dabei war für ihn wichtigstes Argument der Aspekt der Sprache, welche den Menschen vom Tier zu unterscheiden schien:

² Züchtung und Zähmung von Haustieren aus Wildformen (vgl. Duden, 2001: 240)

„Denn es ist sehr bemerkenswert, dass es keine so stumpfsinnige und dumme Menschen gibt, sogar die unsinnigen nicht ausgenommen, die nicht fähig wären, verschiedene Worte zusammen zu ordnen und daraus eine Rede zu bilden, wodurch sie ihre Gedanken verständlich machen; wogegen es kein anderes noch so vollkommen und noch so glücklich veranlagtes Tier gibt, das etwas Ähnliches tut“ (Descartes, 1948: 131; zit. n. Oeser, 2004: 14).

Dabei spricht Descartes dem Tier nicht grundsätzlich das Vermögen ab, Worte zu bilden, wie beispielsweise einige Papageienarten dazu in der Lage wären. Für ihn ist es vielmehr die mangelnde kognitive Fähigkeit, das Gesprochene mit Inhalten zu füllen und daraus eine der Situation angemessene Aussage zu konstruieren. Somit sei das Tier auch nicht in der Lage, bewusst zu denken oder zu fühlen. Diesen Grundgedanken hat Descartes in seiner ‚Maschinentheorie der Tiere‘ formuliert (vgl. Oeser, 2004: 13ff). Die Aberkennung eines Schmerzempfindens und die mangelnde Möglichkeit zu leiden hatte für das Tier seiner Zeit teils grausame Folgen wie beispielsweise grausame Untersuchungen zu wissenschaftlichen Zwecken.

Eine Veränderung in der Beziehung zwischen Mensch und Tier setzte sich erst allmählich mit dem französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau im 18. Jahrhundert durch. Er vertrat und verbreitete seine ethische Überzeugung, dass Mensch und Tier im Bereich des Fühlens und der Sensibilität starke Gemeinsamkeiten hätten, wodurch sich der Mensch nicht mehr nur durch seine geistige Leistungsfähigkeit vom Tier in dem Maße unterscheiden dürfe. Damit setzte sich allmählich eine neue Qualität der Mensch-Tier-Beziehung durch, die gekennzeichnet war durch mehr Verantwortung und Verpflichtungen gegenüber dem Tier zugunsten dessen Wohlergehen (vgl. Otterstedt, 2003a: 24f). Auch Charles Darwin unterstützte diesen Wendepunkt in der Mensch-Tier-Beziehung mit seiner Evolutionstheorie, in der er den Menschen der Spezies der Primaten zuordnete, wonach der Mensch vom Tier abstammt (vgl. Frömmling, 2006: 6f). Diese Entwicklung war auch Ausgangslage für die ersten Tierrechte und darauf folgend für erste Tierschutzbewegungen.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier hat sich stetig verändert, einerseits gekennzeichnet durch Gleichberechtigung und Verehrung, andererseits aber auch durch totale Unterwerfung. Dies zeigt, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Tier stets ein ambivalentes gewesen ist, denn das Tier wurde zu jeder Zeit zugleich verehrt, aber auch ausgebeutet. Die Entwicklungen in den einzelnen Teilen der Welt sind sehr unterschiedlich verlaufen, daher kann der vorangegangene historische Abriss nur als grober Überblick verstanden werden. Auch heute sehen wir uns zum Teil in einem sehr ambivalenten Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung.

2.2. Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung aus heutiger Sicht

In der heutigen Zeit sind Tiere überall auf der Welt ein fester Bestandteil des Lebens und nach wie vor nicht wegzudenken. Auf der einen Seite dienen Tiere als Arbeits- und Nutztiere. So werden beispielsweise Kühe, Schweine oder Ziegen in vielen Kulturen als Nahrungslieferanten genutzt und Schafe dienen zudem als Wolllieferanten für die Kleidungsindustrie. Rinder und Pferde unterstützen den Menschen noch immer bei der Arbeit in der Land- und Forstwirtschaft oder Elefanten holen Baumstämme aus dem dichten Dschungel. Auf diese Weise werden die verschiedenen Fähigkeiten und die sensiblen Sinne der Tiere für die Bedürfnisse des Menschen nutzbar gemacht und tragen so zu seiner Lebensgestaltung und Lebensqualität bei.

2.2.1. Das Tier als ‚Diagonalpartner‘

Auf der anderen Seite hingegen haben Maschinen das Tier in den modernen Industriegesellschaften zumindest als Arbeitsmittel weitestgehend ersetzt. Vielmehr spielt das Haustier eine wesentliche Rolle im Leben des Menschen, beispielsweise der Hund oder die Katze. Hier wird auch die besondere Beziehung zwischen Mensch und Tier deutlich. Während das Arbeits- und Nutztier neben dem Menschen lebt, ist das Haustier integriert und lebt mit dem Menschen. Das Haustier wird als ‚Diagonalpartner‘ verstanden (vgl. Otterstedt, 2001: 17), welcher in besonderer Weise mit dem Menschen eine Beziehung eingeht. Allein die bloße

Anwesenheit eines Haustieres wirkt sich beruhigend auf den Menschen aus. Es geht unvoreingenommen und ohne Vorurteile auf den Menschen zu, nimmt ihn so an, wie er ist, und dient als guter Zuhörer, dem man seine Ängste und Sorgen, aber auch seine Freude mitteilen kann. Das Haustier lässt den Menschen auf unvoreingenommene Weise den körperlichen Kontakt spüren. So ist es nicht verwunderlich, dass sich zwischen Mensch und Tier eine große Vertrauensbasis und eine emotionale Bindung entwickelt. Zudem hat ein Haustier Aufforderungs- bzw. Aktivierungscharakter, es lädt zum Spielen ein, und ein Hund beispielsweise fordert regelmäßige Spaziergänge. Auf diese Weise kann ein Haustier der sozialen Isolation entgegenwirken und für Ablenkung sorgen, es dient aber auch als Strukturgebung bei der Alltagsgestaltung:

„Das Haustier muss versorgt werden und gibt uns somit einen geregelten Alltag vor, der auch hilft, uns selbst zu organisieren, unser Leben zu regeln und ihm einen Rahmen zu geben, innerhalb dessen wir uns wieder neu entfalten können. Das Haustier hilft uns, dass wir uns nicht verzetteln, vielmehr einen roten Faden sehen, der uns leitet und strukturiert. Die Gemeinschaft mit dem Haustier kann Gefühle der Einsamkeit verhindern helfen und trägt oft dazu bei, dass wir über unser Haustier wieder mehr Kontakte zu anderen Menschen aufbauen“ (Otterstedt, 2001: 18).

Die besondere Beziehung zum Haustier wird nach Otterstedt auch dadurch besonders deutlich, indem ihm der Mensch einen Namen gibt, um ihn aus der Anonymität der Tierwelt hervorzuheben. Das Haustier wird als Individuum angesehen und entwickelt sich so oftmals zum Partner im Leben (vgl. Otterstedt, 2001: 17f).

2.2.2. Das Tier als ‚heilender Prozess‘

Nach Otterstedt wird beim Kontakt zum Tier zudem ein ‚heilender Prozess‘ beim Menschen ausgelöst. Dabei hat jedoch nicht allein die bloße Begegnung zwischen Mensch und Tier heilende Wirkung, sondern die Impulse fördern vielmehr die durch die Begegnung herbeigeführten körperlichen, seelischen und sozialen Kräfte des Menschen und tragen zu einer ganzheitlichen Entwicklung

bei (vgl. Otterstedt, 2003b: 60f). Dabei ist die Begegnung in einzelne Phasen aufzuteilen, die jede für sich spannungs- und erwartungsvolle Momente in sich birgt und so eine heilende Wirkung erzielen kann. Otterstedt unterscheidet hierbei zwischen:

Wahrnehmung – Annäherung – Kontakt – allmählicher Loslösung – Abschied.

Innerhalb dieses Prozesses wendet sich der Mensch dem Tier zu, tritt also mit dem Tier in Interaktion. Das Tier nimmt den Menschen so an, wie er ist. Alter, Aussehen oder soziale Stellung in der Gesellschaft sind für das Tier unerheblich. Damit wird das Tier für den Menschen zum DU. Dieses Angenommenwerden löst den Menschen von ich-bezogenen Zweifeln und Ängsten, er traut sich mehr zu, sein Selbstvertrauen und sein Selbstbewusstsein werden gestärkt und folglich auch seine körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte. In dieser Interaktion kann sich der Mensch dem Tier gegenüber öffnen, ohne das Gefühl zu haben, überfordert zu werden. Otterstedt betont hierbei, dass auch eine Begegnung zwischen zwei Menschen einen heilenden Prozess auslösen kann. Zwischenmenschliche Begegnungen sind jedoch oftmals mit bestimmten Anforderungen und Wünschen an den anderen verbunden, während bei Mensch-Tier-Begegnungen das bloße Dasein und das Geschehenlassen im Vordergrund stehen (vgl. Otterstedt, 2001: 23ff).

Sie spricht in diesem Zusammenhang auch von der Bedeutung der ‚freien Begegnung‘ zwischen Mensch und Tier, die einen heilenden Prozess bewirken kann. Darüber hinaus betont sie, dass die freie Begegnung zwischen Mensch und Tier insbesondere therapeutisch oder pädagogisch genutzt werden kann, indem durch eine gemeinsame Zielorientierung eine spezielle Form des Tiereinsatzes entsteht. Hierfür ist jedoch eine spezielle Ausbildung sowohl beim Therapeuten als auch bei dem Tier Voraussetzung (vgl. Otterstedt, 2003b: 61ff).

Ein weiterer Aspekt des heilenden Prozesses in der Mensch-Tier-Beziehung ist der Aspekt der Kommunikation. Denn nur durch die Kommunikation kann sich eine Beziehung zwischen Mensch und Tier entwickeln. Der besondere Bereich der Kommunikation soll daher im Kapitel 2.4. separat erläutert werden.

Welche einzelnen Wirkungen zudem die Mensch-Tier-Beziehung auf körperlicher, psychischer und sozialer Ebene haben kann, soll im dritten Kapitel näher ausgeführt werden.

2.2.3. Gefahr der ‚Vermenschlichung‘ des Tieres

An dieser Stelle soll auf die Gefahren eingegangen werden, die eine derartige Beziehung zum Tier mit sich bringen kann. Wie schon erwähnt, ist die Mensch-Tier-Beziehung auch heute von einer gewissen Ambivalenz geprägt. Die Gefahr der Vermenschlichung, der so genannte Anthropomorphismus spielt hierbei eine besondere Rolle. Feddersen-Petersen macht am Beispiel der Mensch-Hund-Beziehung deutlich, welche Gefahren das Zusammenleben zwischen Mensch und Hund für den Hund selbst mit sich bringen kann. In Fällen, in denen der Hund für den Menschen als Partnerersatz fungiert und beim Menschen Lücken in den sozialen Beziehungen füllen muss, besteht immer die Gefahr der Vermenschlichung des Hundes:

„Und in neuerer Zeit mehren sich die Anzeichen dafür, dass das Leben mit dem Menschen für Hunde nicht immer das ist, was man unter hundegerecht verstehen müsste. Ich habe dabei den Eindruck, dass gerade in den Fällen, in denen Hunde menschliche Lücken füllen sollen, wo sie Kontaktarmut aufheben und als Sozialpartner helfen und „heilen“ sollen, dass da ihre Beziehung zum Menschen gestört ist“ (Feddersen-Petersen, 2000: 68).

Was Feddersen-Petersen auf den Hund bezieht, erweitert Greiffenhagen auf alle Haustiere. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einer *„pathologischen Liebe zum Haustier“*(Greiffenhagen, 1991: 58).

2.3. Erklärungsmodelle der Mensch-Tier-Beziehung

Zur Erklärung der Beziehung zwischen Mensch und Tier sind verschiedene theoretische Ansätze denkbar. Um die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung und damit verbunden die daraus resultierenden positiven Auswirkungen auf den

Menschen besser verstehen zu können, sollen im Folgenden einige theoretische Erklärungsmodelle vorgestellt werden. Dabei wird zunächst auf den evolutionstheoretischen Ansatz der Biophilie-Hypothese eingegangen, um im Anschluss daran einige (tiefen-) psychologische Erklärungsmodelle vorzustellen.

2.3.1. Biophilie-Hypothese

Ausgehend von der Erkenntnis, dass sich der Mensch in seiner Evolutionsgeschichte stets mit anderen Lebewesen entwickelt hat, stellte der Sozialbiologe E. O. Wilson (1984) seine Biophilie-Hypothese auf, die von Kellert (1997) weiter ausgeführt wurde. Durch Kenntnisse aus der psychologischen Forschung, dass Bindungen an andere Personen eine entscheidende Rolle für die Entwicklung emotionaler und sozialer Fähigkeiten sowie für die psychische Gesundheit spielen (vgl. Beetz, 2003: 76f), beschreibt Wilson in seiner Hypothese die Grundannahme, dass der Mensch ein natürliches und angeborenes Interesse und eine besondere Verbundenheit zu einer Vielzahl von Lebewesen sowie zur Natur in seiner Umgebung hat ebenso wie zu unbelebten Dingen, die jedoch wiederum Leben ermöglichen (vgl. Olbrich, 2003b: 69f).

Dabei sind nach Kellert (1997), welcher Biophilie als eine physische, emotionale und kognitive Hinwendung zur Natur und zum Leben beschreibt, neun unterschiedliche Perspektiven zu unterscheiden, unter denen der Mensch mit der Natur verbunden sein kann. Jede Perspektive beinhaltet eine individuelle Betrachtungsweise der Verbundenheit mit der Natur und nimmt eine unterschiedliche Bewertung von ihr vor. Diese verschiedenen Betrachtungsweisen sollen im Folgenden kurz dargestellt werden:

Die **utilitaristische Perspektive** hebt die Nützlichkeit und die Sicherheit hervor, die die Natur dem Menschen bietet. So ernährt sich der Mensch vom Fleisch der Tiere, verarbeitet ihre Felle oder macht sich ihre Fähigkeiten als Arbeitskraft zu Nutze. Auf diese Weise sichert der Mensch seine eigene Existenz und verbessert seine Lebensqualität.

Die **naturalistische Perspektive** bezieht sich auf ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit und des Ausgefülltseins im Umgang mit der Natur.

Die **ökologisch-wissenschaftliche Perspektive** beschreibt die aufmerksame Beobachtung zum Zweck der systematischen Analyse der Natur. Dem Menschen geht es dabei um Wissenserwerb und das Verstehen der Welt.

Mit der **ästhetischen Perspektive** beschreibt Kellert die Neigung des Menschen, sich von der Schönheit und der physischen Harmonie der Natur begeistern zu lassen und sich so von ihr angezogen zu fühlen.

Die Natur kann auch **symbolischen Charakter** besitzen, den der Mensch von der Natur ablesen und an dem er sich mit seinem Denken und seiner Sprache orientieren kann.

Mit der **humanistischen Perspektive** ist das menschliche ‚Erleben‘ einer tief empfundenen Verbundenheit zur Natur gemeint.

Aus **moralistischer Perspektive** sieht der Mensch nicht nur das gemeinsame Erleben im Umgang mit der Natur, sondern sieht sich auch in einer gewissen Verantwortung innerhalb der Natur und gegenüber der Natur.

In der **dominierenden Perspektive** sieht Keller die Tendenz des Menschen, die Natur und anderes Leben zu kontrollieren und zu beherrschen.

Bei der **negativistischen Perspektive** betrachtet der Mensch Teile der Natur vor allem mit Angst, Aversion oder Antipathie. Hiermit können sowohl einzelne Tiere als auch bestimmte Lebensbereiche gemeint sein (vgl. Olbrich, 2003b: 69ff).

All diese Betrachtungsweisen der Natur stellen für Kellert eine bestimmte Möglichkeit der Verbundenheit vom Menschen zur Natur dar. Dabei vermutet er, dass verschiedene Betrachtungsweisen auch immer gleichzeitig vorhanden sein können. Daran wird deutlich, in welcher intensiven und tiefen Verbundenheit der Mensch mit der Natur, zu anderen Lebewesen und demnach auch zu Tieren steht.

2.3.2. Entwicklung des Bewusstseins

C. G. Jung (1931) geht davon aus, dass der Mensch nicht von Anfang an ein Bewusstsein besitzt. In den ersten Lebensjahren arbeitet sich ein Säugling heraus aus seinem Eingebettet-Sein ins Unbewusste, um ein Bewusstsein von sich selbst erst zu entwickeln. Das Unbewusste ist hierbei geprägt durch einen

hohen Bezug zur Natur. Über anfängliche ‚Bewusstseinsinseln‘ bildet sich im Laufe der Entwicklung ein Ich-Komplex. Obwohl Jung eine Integration von Bewusstem und Unbewusstem für erstrebenswert hält, verdeutlicht er, dass durch die Bildung des Bewusstseins ein Konflikt entsteht, der irgendwann gelöst werden muss. Spätestens im Jugendalter herrscht das analytisch-rational kontrollierende Bewusstsein vor, während instinktives oder unbewusstes Verhalten und damit auch die Verbundenheit zur Natur verdrängt wird. Jung bezeichnet diese Phase als „*monistische oder monarchistische Phase*“ des Ich-Komplexes (Jung, 1931: 226; zit. n. Olbrich, 2003a: 55). Erst um die Lebensmitte entwickelt sich ein Bewusstsein der Zweiheit oder des dualistischen Zustandes. In dieser Entwicklungsphase kann ein Mensch mit einem ausgebildeten Ich-Komplex und einem gestärkten Bewusstsein von sich selbst und der sie umgebenden Realität wieder mehr Aufmerksamkeit in sein Inneres richten. Die Verbundenheit zur Natur kehrt zurück, Unbewusstes und Bewusstes können jetzt zu einer Synthese werden. Olbrich sieht in dieser Entwicklung einerseits die Bedeutung innerpsychischer Prozesse für die Beziehung zwischen Mensch und Tier, andererseits erklärt sie auch die besondere Bedeutung von Tierkontakten für Kinder und alte Menschen (vgl. Olbrich, 2003a: 54f).

2.3.3. Theorie der Schichtenlehre der Person

E. Rothacker (1938) weist in seiner Schichtenlehre der Person auf eine Art Kommunikation innerhalb der Person hin, die von einzelnen Schichten des Zentralnervensystems bzw. des Gehirns ausgeht, welche sich evolutionär entwickelt haben. Für ihn können sich die Potentiale einer Person nur dann voll entwickeln, d.h. es kann nur dann eine ganzheitliche Persönlichkeitsentwicklung stattfinden, wenn diese Schichten miteinander in Verbindung stehen und kommunizieren. Er interpretiert diesen Vorgang als Aufeinanderschichtung von Lebensprozessen in einer sich entwickelnden Person. Dabei unterscheidet Rothacker zwischen drei Hauptschichten der Person:

1. Die älteste und somit unterste Schicht bezeichnet Rothacker als ‚Vitalschicht‘. Auf dieser Schicht laufen vor allem Prozesse ab, die der Aufrechterhaltung des vegetativen Systems dienen.

2. Die darüber liegende Schicht nennt Rothacker die ‚emotionale‘ bzw. ‚Es-Schicht‘. Diese Schicht ist für Emotionen, Triebe, Stimmungen, Instinkte und Affekte verantwortlich.
Die Regulationen dieser beiden unteren Schichten laufen dabei nach Rothacker unbewusst ab.
3. Die oberste Schicht bezeichnet Rothacker als ‚Personenschicht‘. Auf ihr vermutet er das Bewusstsein, die Erinnerungen und das ‚Ich‘, welches Organisations- und Kontrollfunktionen hat (vgl. Olbrich, 2002: 220f).

Als Entwicklung versteht Rothacker nun eine evolutionär bedingte Aufschichtung von Funktionen. Höhere oder weiter entwickelte Funktionen stehen dabei mit den niederen oder älteren Funktionen in einer „*Beziehung des [...] Ergänzens, Überdachens*“ (Rothacker, 1938: 4). Höhere Funktionen kommen demnach zu den älteren hinzu, die älteren bleiben jedoch darunter bzw. daneben erhalten.

Für Rothacker bedeutend ist zudem der Aspekt, dass die höheren Schichten nur in Verbindung mit der Funktionsfähigkeit der darunter liegenden Schichten ablaufen können, umgekehrt gilt dies jedoch nicht. Das bedeutet, dass die Regulationen der Personenschicht nur bei intakter Funktionsfähigkeit der darunter liegenden Es- bzw. Vitalschicht ablaufen können; genauso ist die Funktionsfähigkeit der Es-Schicht von der Vitalschicht abhängig. Umgekehrt jedoch sind die niederen Schichten nicht auf die Funktionsfähigkeit der höheren Schichten angewiesen (vgl. Olbrich, 2002: 221). Dieser Aspekt Rothackers wird auch in der aktuellen Neuropsychologie gestützt. Bierbaumer und Schmidt erläutern hierzu:

„Zwar werden vital notwendige Mechanismen zur Erhaltung der Lebensfunktionen auch ohne Mitwirkung des Vorderhirns aufrecht erhalten, umgekehrt aber stimmt nicht, dass komplexes Verhalten, einschließlich Sprache, primär eine Funktion der höheren Hirnabschnitte, speziell des Neokortex, ist. Vielmehr gilt, dass mit zunehmender Komplexität und Neuheit des Verhaltens auch die Zahl der beteiligten Hirnstrukturen und die Ausbreitung der Erregungskonstellation über alle Hirnabschnitte, kortikal und subkortikal, steigt“ (Bierbaumer/Schmidt, 1991: 246; zit. n. Olbrich, 2002: 221).

Olbrich spricht sich in diesem Zusammenhang dafür aus, das Zusammenspiel der neurologischen Strukturen des Menschen, also der höheren komplexen und der niederen Schichten, als ganzheitlichen Prozess zu verstehen. Gerade menschliches Verhalten als auch menschliches Zusammenleben werden nicht nur durch die höheren Schichten des Bewusstseins gesteuert, sondern ebenso durch die niederen Schichten. Besonders die Es-Schicht ist dann aktiv, wenn Prozesse emotionaler Verbundenheit mit anderen Lebewesen, und demnach auch mit Tieren, ablaufen (vgl. Olbrich, 2002: 221f). Wie oben schon erwähnt, ist für diese Prozesse die Funktionsfähigkeit der höheren Schicht des Bewussten keine Voraussetzung.

2.3.4. Bedeutung der Bindung

Die Bindungstheorie nach J. Bowlby geht von der Bedeutung der Bindung zwischen einem Kind und einer ständig verfügbaren Bezugsperson - meist der Mutter - im Hinblick auf physische, psychische und soziale Faktoren aus. Frühe Bindungen spielen dabei nach aktuellen Erkenntnissen eine Rolle bei der Regulation von Emotionen, bei der so genannten emotionalen Intelligenz, bei der Empathie sowie bei der sozialen Intelligenz im gesamten Lebenslauf und bilden gemeinsam die Grundlage für die Entstehung einer funktionierenden Persönlichkeit sowie der psychischen Gesundheit. Im Idealfall sieht das Kind die Nähe und die Zuwendung seiner Bezugsperson als Ort der Sicherheit und Rückzugsmöglichkeit vor möglichen negativen Emotionen und Erfahrungen (vgl. Beetz, 2003: 76f).

Dabei wird zwischen einem sicheren und drei unsicheren Bindungsmustern unterschieden. Während Kinder mit einem sicheren Bindungsmuster ein Grundvertrauen in die Verfügbarkeit ihrer Bezugsperson haben und auch im Trennungsfall dieses Vertrauen beibehalten, fehlt bei unsicher gebundenen Kindern dieses Grundvertrauen in die Bezugsperson, so dass sie im Trennungsfall gar nicht bis übermäßig emotional reagieren und sich kaum wieder beruhigen lassen (vgl. Holmes, 2006: 129). Die Entwicklung des Bindungsmusters ist dabei vom Verhalten und der entgegengebrachten Feinfühligkeit der Bezugsperson gegenüber dem Kind abhängig.

Man geht davon aus, dass Kinder mit einem sicheren Bindungsmuster eine höhere emotionale sowie soziale Intelligenz entwickeln. Das bedeutet, dass sie zum einen eigene Emotionen besser wahrnehmen, bewerten und besser darauf reagieren können, und dass sie zum anderen bessere Fähigkeiten zur sozialen Interaktion und Empathie gegenüber anderen Menschen haben (vgl. Beetz, 2003: 79f).

Beetz betont, dass die Bindungstheorie nicht eins zu eins auf die Erklärung der Mensch-Tier-Beziehung übertragen werden kann. Sie geht jedoch davon aus, dass die meisten Mensch-Tier-Beziehungen vorwiegend auf der Beziehungsebene stattfinden (siehe auch Kap. 2.4.) und dass diese Tiere dem Menschen als emotional bedeutsame Partner dienen. Der Umgang mit einem Tier hilft dem Menschen, der normalerweise von einer eher kognitiv geprägten Zivilisation umgeben ist, ein Gleichgewicht herzustellen zwischen dem überbetonten Denken und ebenso bedeutsamen Bindungen und Emotionen. In der Interaktion mit einem Tier verhält sich der Mensch eher intuitiv und emotional. Gefühle finden hier große Ausdrucksmöglichkeiten. Somit könnte - ähnlich wie bei der Mutter-Kind-Bindung – auch die Fähigkeit zur emotionalen Intelligenz trainiert werden (vgl. Beetz, 2003: 80f). Beetz konnte in einer Studie nachweisen, dass die emotionale Intelligenz von Menschen mit dem Grad der Bindung zu ihrem Tier korrelierte. Je sicherer und vertrauensvoller die Bindung zwischen den Befragten und deren Tieren beschrieben wurde, desto höher war die Fähigkeit, Gefühle bei sich selber und bei anderen wahrzunehmen, zu verstehen und zu regulieren (vgl. Beetz, 2005: 3).

2.4. Bedeutung der Kommunikation

Wie oben schon angesprochen, ist es kaum zu widerlegen, dass Menschen und Tiere eine Möglichkeit gefunden haben, über die Kommunikation miteinander in Beziehung zu treten. Es scheint so, als würden Tiere die Sprache der Menschen verstehen wie umgekehrt genauso. So scheint der Aspekt der Kommunikation eine besondere Bedeutung für die Beziehungsgestaltung zwischen Mensch und Tier zu haben. Es stellt sich also die Frage, auf welcher sprachlichen Ebene

Mensch und Tier miteinander kommunizieren. Dazu sollen im Folgenden zunächst die Grundlagen der Kommunikation erläutert werden, um im Anschluss daran die besondere Bedeutung der Kommunikation für die Mensch-Tier-Beziehung darzustellen.

2.4.1. Begriffsklärung der ‚Kommunikation‘

Nach Watzlawick et al. setzt sich Kommunikation nicht nur aus gesprochenen Worten zusammen, sondern ebenso durch die so genannten paralinguistischen Phänomene wie z.B. Tonfall, Schnelligkeit oder Langsamkeit der Sprache, Pausen, Lachen oder Seufzen, durch die Körperhaltung, sowie durch Ausdrucksbewegungen (Körpersprache). Also beschreiben Watzlawick et al. Kommunikation als „...*Verhalten jeder Art*“ (Watzlawick et al., 2007: 51). Wenn sie weiterhin davon ausgehen, dass Verhalten kein Gegenteil hat, d.h. dass man sich nicht *nicht* verhalten kann, so kommen sie zu dem Schluss, dass diese Negation ebenfalls für die Kommunikation gilt (vgl. Watzlawick et al., 2007: 50ff). Hierin begründet sich erst einmal grundsätzlich das Axiom der Unmöglichkeit, *nicht* zu kommunizieren.

Einen weiteren wichtigen Punkt sprechen Watzlawick et al. mit dem ‚Inhalts- und Beziehungsaspekt der Kommunikation‘ an. Jede Mitteilung enthält neben einer sachlichen Information vom Sender auch einen Hinweis, wie eine Mitteilung vom Empfänger verstanden werden soll. Damit drückt sich in der Kommunikation die Beziehung zwischen Sender und Empfänger aus (vgl. Watzlawick et al., 2007: 53). Demnach vermittelt der Inhaltsaspekt die ‚Daten‘ einer Mitteilung und der Beziehungsaspekt gibt an, wie diese Daten zu verstehen sind.

Watzlawick et al. unterscheiden daher weiterhin zwischen der ‚digitalen‘ und der ‚analogen‘ Kommunikation. Mitteilungen können grundsätzlich durch Worte oder durch Analogien zum Ausdruck gebracht werden.

Dabei bezieht sich die ‚verbal-digitale Kommunikation‘ auf den sprachlichen Anteil, auf das gesprochene oder geschriebene Wort. Worte werden dann eingesetzt, wenn Wissen über Sachverhalte weitergegeben werden soll und

werden eher nach den Regeln der Logik und der Syntax gebraucht als nach den Regeln des Sachverhaltes. Über Worte können Informationen bewusst konstruiert werden, unabhängig davon, ob das Gesagte auch das Gemeinte ist (vgl. Olbrich, 2003c: 84f). Daher kommt die digitale Sprache nicht nur durch ihre vielfältigen Formen an ihre Grenzen - denn global werden unterschiedlichste Sprachen gesprochen, die erst erlernt werden müssen – sondern auch aufgrund einer möglichen fehlenden Kongruenz zwischen dem Gesagten und den tatsächlich gesendeten Gefühlen, den so genannten double-bind-Botschaften (vgl. Stimmer, 2000: 151).

Die wesentlich ältere ‚analoge Kommunikation‘ basiert dagegen auf nonverbalen Elementen wie z.B. Gestik, Mimik und Körpersprache. Sie kommt dann zum Tragen, wenn intensives Erleben und Gefühle relativ direkt ausgedrückt werden, und sie steht in einer direkten Beziehung zu dem, was mitgeteilt werden soll. Darum bezeichnet Olbrich die analoge Kommunikation auch als „...*Sprache der Liebenden, sie ist aber auch die Sprache des Kampfes, der Trauer und der Wut...*“ (Olbrich, 2002: 195f). Insofern bezeichnet er die analoge Kommunikation auch als die ehrlichere der beiden Kommunikationsformen (vgl. Olbrich, 2003c: 85). Obwohl es der analogen Kommunikation auf der einen Seite an der nötigen Klarheit und an definitorischer Präzision, wie sie nur digital/verbal vermittelt werden kann, fehlt, geht sie auf der anderen Seite über Rationalität und Kontrolle hinaus (vgl. Olbrich, 2003d: 191). Damit spricht sie im Wesentlichen die tiefer gelegenen älteren neuropsychologischen Bereiche an (siehe Kap. 2.3.3.), die bestimmte Emotionen oder Stimmungen auslösen und auf der Beziehungsebene zu einer Reaktion führen.

Nun kann man nach Watzlawick et al. davon ausgehen, dass digitale und analoge Kommunikation nicht nebeneinander her existieren, sondern dass sie sich in jeder Mitteilung gegenseitig ergänzen. Wenn weiterhin, wie schon oben ausgeführt, zu Grunde gelegt wird, dass jede Kommunikation sowohl einen Inhalts- als auch einen Beziehungsaspekt beinhaltet, lässt sich vermuten, dass der Inhaltsaspekt digital und der Beziehungsaspekt vorwiegend analog übermittelt wird (vgl. Watzlawick et al., 2007: 64).

2.4.2. Kommunikation zwischen Mensch und Tier

Nach Olbrich ist man nach heutigem Kenntnisstand der Überzeugung, dass Tiere lediglich die analogen Anteile der Kommunikation wahrnehmen, die vom Menschen gesendet werden, jedoch keine digitalen. Sie kommunizieren mit dem Menschen also vorwiegend auf der Beziehungsebene (vgl. Olbrich, 2003c: 87). Hier kommt die Vielfalt der Körpersprache, der Gestik und der Mimik sowohl beim Tier als auch beim Menschen zum Ausdruck. Begrüßt ein Mensch beispielsweise einen Hund durch ein einladendes Heranwinken mit hochgezogenen Augenbrauen, verbunden mit einem freundlichen, ruhigen „Komm mal her“, so könnte der Hund mit freudigem Schwanzwedeln oder Anspringen auf die Begrüßung reagieren, oder eine Katze erwidert ruhige Streicheleinheiten mit einem ebenso ruhigen Schnurren mit entspannt zurückgelegten Ohren. Dies sind zwei Beispiele für eine stimmige Kommunikation zwischen Mensch und Tier. Voraussetzung hierfür ist jedoch eine gewisse Vertrautheit zwischen Mensch und Tier, um beispielsweise emotionale Ausdrucksformen (z.B. weinen) oder Körperkontakt (z.B. umarmen, streicheln) zulassen zu können. Tiere verlangen somit eine echte, eine stimmige Bezogenheit zu dem Menschen, mit dem sie in Beziehung treten. Dafür verhalten sie sich im Gegenzug ebenfalls kongruent gegenüber dem Menschen. Vertrauen, Körperkontakt und die Entwicklung einer emotionalen Bindung stellen damit die Grundvoraussetzung für die Kommunikation zwischen Mensch und Tier dar. (vgl. Otterstedt, 2003c: 95).

2.5. Besonderheiten der Beziehung zwischen Mensch und Hund

In der Beziehung zwischen Mensch und Tier nimmt der Hund eine ganz besondere Stellung ein. Er wird daher im Volksmund oftmals als ‚treuester Begleiter‘ des Menschen bezeichnet. Allein die Tatsache, dass der Hund von den allermeisten Hundehaltern als vollwertiges Familienmitglied angesehen, durch Namensgebung aus der Masse der Tiere herausgehoben und daher als eigenständiges Individuum angesehen wird, macht den Hund noch nicht zum besonderen Freund und Begleiter des Menschen. Auch andere Kleintiere wie z.B. Katzen oder Hamster nehmen inzwischen einen solchen Platz innerhalb der

Familie ein. Der Hund besitzt jedoch im Gegensatz zu anderen Haustieren besondere Eigenschaften, die ihn für den Menschen zu einem ganz besonderen Wesen machen.

Dem Hund wird aufgrund seines Rudelverhaltens die besondere Fähigkeit der bedingungslosen Unterwerfung zugesprochen. Diesen Urinstinkt, dem Rudel treu zu bleiben, hat der Hund im Laufe der Evolution vom Wolf mitgenommen und auf die Menschenfamilie übertragen. Der domestizierte Hund kann den Menschen als Rudelgenossen akzeptieren, sich so in seine Gemeinschaft einfügen und den ihm zugewiesenen Platz darin einnehmen. Ist der Hund sozial eingefügt, ist er ansprechbar, lernfähig und lenkbar. Er verhält sich grundsätzlich unbefangen gegenüber allem, was die menschliche Persönlichkeit im positiven oder negativen Sinne ausmacht, er nimmt den Menschen so an, wie er ist, und reagiert auf Stimmungen sehr sensibel. So vermittelt der Hund ein besonderes Gefühl der Geborgenheit. Insbesondere bei Menschen, die sozial isoliert leben bzw. Schwierigkeiten in der Beziehungsgestaltung zu anderen Menschen haben, kann der Hund daher heilsamen Charakter haben (vgl. Gäng/Turner, 2005: 94f). Zudem ist die analoge Kommunikation zwischen Mensch und Hund eine der aktivsten Dialoge zwischen Mensch und Tier überhaupt. Der Hund versteht es innerhalb kurzer Zeit, die körpereigene Sprache eines Menschen zu erkennen und folgt somit dessen Bedürfnissen. Der Mensch fühlt sich verstanden und bestätigt, was den Hund insbesondere als therapeutischen Begleiter sehr wertvoll macht (vgl. Otterstedt, 2001: 138).

Während sich die Beziehung zu vielen Tieren in der häuslichen, also privaten Umgebung des Menschen abspielt, findet die Beziehung zum Hund daneben auch in der Öffentlichkeit statt (vgl. Pohlheim, 2006: 23). Der Hundehalter ist naturgemäß dazu gezwungen, seinem Hund den nötigen Auslauf zu ermöglichen. Es besteht die potenzielle Möglichkeit, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Somit wird insbesondere dem Hund (aber auch anderen Tieren) die Funktion eines ‚sozialen Katalysators‘ zugesprochen. Er ermöglicht und erleichtert den sozialen Austausch zwischen Menschen (vgl. Olbrich, 2003b: 76). Studien des ungarischen Forschers Adam Miklosi haben gezeigt, dass

Hundehalter als sozialer und kommunikativer bezeichnet werden, ihnen fällt es leichter, Bekanntschaften zu schließen (vgl. Weis, 2007: 49).

Der Hund hat eine besondere Begabung dafür, Verantwortung gegenüber Menschen und anderen Tieren zu übernehmen. Es sind viele Fälle bekannt, in denen ein Hund seinem Besitzer oder gar einer fremden Person das Leben gerettet hat. Zudem bietet der Hund vielen Menschen Unterstützung und Entlastung in der Lebensführung. Nicht umsonst werden Hunde auch in unterschiedlichen Funktionen als Arbeitstiere eingesetzt, so z.B. als Blindenhunde, Polizei- und Spürhunde sowie als Rettungshunde (vgl. Forman/Niederwieser, 2000: 57f). Inzwischen wird der Hund sogar als Frühwarnger bei Menschen mit Epilepsie sehr erfolgreich eingesetzt. In dieser Funktion spürt der Hund einen herannahenden Anfall seines Besitzers und kann ihn so frühzeitig warnen. Forman et al. sprechen hier von einer Art ‚telepathischer Beziehung‘ zwischen Mensch und Hund, in der der Hund ein ausgeprägtes Gespür für die menschliche Intention und Körpersprache besitzt (vgl. Forman/Niederwieser, 2000: 61), was ihn zu einem besonderen Begleiter für den Menschen macht.

Hier stellt sich die Frage, ob ein Hund die Gefühle oder Signale, die ein Mensch ihm entgegenbringt, wirklich verstehen kann. Fest steht, dass ein Hund in besonderer Weise dazu in der Lage ist, unterschiedliche Stimmungen des Menschen aufzunehmen und entsprechend zu reagieren. Auf gute Laune und allgemein heitere Grundstimmung des Menschen reagiert der Hund mit einem ebenfalls ausgeglichenen, entspannten Verhalten, während Gefühle des Menschen wie Trauer oder Wut den Hund zu verunsichern scheinen. Er reagiert dann beispielsweise mit Schwanzweinkneifen, schleichenden Bewegungen oder gar Rückzug. Ob ein Hund jedoch dazu in der Lage ist, die menschlichen Gefühle als solche zu interpretieren und zu verstehen, lässt sich bis heute nicht hinreichend beantworten, da das subjektive Erleben des Hundes einer Untersuchung nur schwer zugänglich ist (vgl. Feddersen-Petersen, 2000: 61f). Dennoch spricht man dem Hund die Eigenschaft zu, in seinem Seelenleben und Empfinden dem Menschen am nächsten zu sein. Konrad Lorenz sagt hierzu:

„Dasjenige unter allen nicht-menschlichen Lebewesen, dessen Seelenleben in Hinsicht auf soziales Verhalten, auf Feinheit der Empfindungen und auf die Fähigkeit zu wahrer Freundschaft dem des Menschen am nächsten kommt, also das im menschlichen Sinne edelste aller Tiere, ist eine Hündin“ (Lorenz, 1991; zit. n. Oeser, 2004: 178).

Im vorangegangenen Kapitel wird deutlich, dass sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier nicht durch einen einzigen theoretischen Ansatz erklären lässt. Festzuhalten bleibt jedoch, dass evolutionsgeschichtlich eine tiefe archaische Verbundenheit des Menschen zur Natur und somit auch zum Tier schon immer bestanden hat, wodurch sich eine besondere Bindung zwischen Mensch und Tier entwickeln konnte. Einen besonderen Einfluss auf diese Bindung scheinen dabei die Anteile des Unbewussten im Menschen im Prozess der Bewusstseinswerdung und der Persönlichkeit zu haben. Gerade die stammesgeschichtlich älteren und tieferen Schichten des Nervensystems scheinen hierbei großen Einfluss zu nehmen auf die unbewusste emotionale Verbundenheit zwischen Mensch und Tier. Besonders der Bereich der Kommunikation, die sich zwischen Mensch und Tier vorwiegend auf analoger, also der Beziehungsebene, abspielt und damit ebenfalls tiefere, unbewusste Prozesse in der Person anspricht, ist hier von großer Bedeutung.

Diese tiefe emotionale Verbundenheit zwischen Mensch und Tier bleibt beim Menschen nicht ohne Wirkung. Angesprochen wurde bereits der Aspekt des heilenden Prozesses, den ein Tier auf den Menschen haben kann. Durch die freie Begegnung mit dem Tier können beim Menschen die körperlichen, seelischen und sozialen Kräfte gefördert werden, was sich wiederum in einem deutlichen Zuwachs an Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und somit in einem gestärkten Selbstbewusstsein zeigt. Dieser heilende Prozess aktiviert demnach vorhandene natürliche Ressourcen des Menschen, seine Gesundheit zu erhalten bzw. wiederherzustellen. Insbesondere der Hund besitzt Eigenschaften, die ihn für den Menschen als Begleiter sehr wertvoll machen und so auch in besonderer Weise eine positive Wirkung auf den Menschen haben. Welche positiven Effekte im Einzelnen beim Menschen in der Interaktion mit dem Hund hervorgerufen

werden können, soll Gegenstand des folgenden Kapitels sein. Um aufzuzeigen, inwieweit sich die positive Wirkung des Hundes gesundheitsfördernd auf den Menschen auswirken kann, soll dem folgenden Kapitel zunächst das Konzept der Gesundheitsförderung vorangestellt werden.

3. Gesundheitsfördernde Wirkung des Hundes auf den Menschen

3.1. Konzept der Gesundheitsförderung

Nach dem Verständnis der Weltgesundheitsorganisation (WHO) beschreibt Gesundheitsförderung einen

„...process of enabling people to increase control over, and to improve, their health. To reach a state of complete physical, mental and social well-being, an individual or group must be able to identify and to realize aspirations, to satisfy needs, and to change or cope with the environment. Health is, therefore, seen as a resource for everyday life, not the objective of living. Health is a positive concept emphasizing social and personal resources, as well as physical capacities. Therefore, health promotion is not just the responsibility of the health sector, but goes beyond healthy life-styles to well-being” (Ottawa Charter for Health Promotion, 1986)³.

Nach dieser Definition soll das Konzept der Gesundheitsförderung dem Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über seine Gesundheit ermöglichen und ihn darin unterstützen, seine Gesundheitsressourcen aktiv zu stärken. Er soll dazu in die Lage versetzt werden, seine Bedürfnisse zu befriedigen, seine Wünsche und Hoffnungen wahrzunehmen und zu verwirklichen sowie seine Umwelt zu meistern bzw. zu verändern, um auf diesem Wege zu umfassendem körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefinden zu gelangen.

³ First International Conference on Health Promotion, Ottawa, 21 November 1986

Das Kernziel der Gesundheitsförderung ist demnach die Stärkung und Wiederbelebung persönlicher sowie sozialer Ressourcen. Nach Eppel sind unter Ressourcen Schutzfaktoren zu verstehen, deren Vorhandensein die Bewältigung von Belastungssituationen erleichtert und die Auswirkungen von Risiken vermindert (Eppel, 2007: 80). Dabei beschreibt Herriger persönliche Ressourcen als lebensgeschichtlich gewachsene persönliche Überzeugungen, Selbstkognitionen, Werthaltungen, emotionale Bewältigungsstile sowie Handlungskompetenzen des Einzelnen in der Auseinandersetzung mit Alltagsanforderungen und kritischen Lebensereignissen. Dazu zählt er insbesondere physische Ressourcen wie z.B. körperliche Gesundheit oder eine ausgeglichene Stimmungslage, sowie psychische Ressourcen wie z.B. intellektuelle Fähigkeiten, Selbstakzeptanz und Selbstwertüberzeugungen oder aber auch das gewachsene Vertrauen in die eigene Bewältigungskompetenz. Zu den sozialen Ressourcen hingegen zählt Herriger neben Partnerschaft und Liebe das soziale Eingebunden-Sein in unterstützende Netzwerke wie z.B. Verwandtschaft, Freundschaftsbeziehungen, Bekanntschaften oder aber auch Interessensnetzwerke (vgl. Herriger, 2006: 2-4).

Das Konzept der Gesundheitsförderung grenzt sich somit ab von der ursprünglichen pathogenen Sichtweise der biomedizinischen und biopsychosozialen Modelle, die den Krankheitsaspekt in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Während durch das biomedizinische Modell Krankheit auf ein innerkörperliches Geschehen reduziert und als Störung der normalen Funktionen der Organe oder Organsysteme im Körper verstanden wird, zieht man durch das biopsychosoziale Modell sowohl somatische als auch psychosoziale Faktoren zur Erklärung von Krankheit heran (vgl. Grabert, 2007: 9ff). Das Konzept der Gesundheitsförderung hingegen richtet seinen Fokus vielmehr auf den Aspekt der Gesundheit. Dieser salutogene Ansatz entstammt dem Konzept der Salutogenese⁴ von dem amerikanisch-israelischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky. In seinem Konzept bezieht er sich auf Faktoren, die dafür verantwortlich sein können, dass Menschen trotz vieler potenziell gesundheitsgefährdender Einflüsse gesund bleiben bzw. sich von Krankheiten wieder erholen. Dabei geht er davon aus, dass Gesundheit und Krankheit nicht als zwei voneinander getrennt abgrenzbare Zustände zu verstehen sind, sondern

⁴ Salutogenese: von lat. salus: gesund, griech. Genese: Entstehung (Köppel, 2007: 16)

er plädiert dafür, diese beiden Pole innerhalb einer dynamischen Wechselbeziehung zu verstehen (vgl. Köppel, 2007: 16f).

Durch diesen Paradigmenwechsel hat sich ein neues Gesundheitsverständnis entwickelt, welches die körperliche, geistige, seelische und soziale Ebene des Menschen umfasst. Dabei ist nach Lützenkirchen unter körperlicher Gesundheit die beeinträchtigungsfreie Funktionalität des Körpers zu verstehen. Geistige Gesundheit beschreibt die kognitiven Fähigkeiten, sein Handeln auf Rationalität gründen zu können, sowie Sinnverstehen. Der Aspekt der seelischen Gesundheit umfasst die Fähigkeit, Emotionen wahrzunehmen und auszudrücken, die Fähigkeit zur Konfliktbewältigung, Ausgeglichenheit, Beziehungsfähigkeit sowie das Selbstwertgefühl und die Zufriedenheit des Menschen. Soziale Gesundheit bezieht sich schließlich auf die Vernetzung des Menschen mit seiner sozialen Umwelt (Lützenkirchen, 2005: 19).

Die Wiederherstellung bzw. Stärkung der Gesundheit des Menschen nach dem Konzept der Gesundheitsförderung kann durch die positiven Wirkungen des Hundes auf körperlicher, psychischer und sozialer Ebene maßgeblich unterstützt und gefördert werden, die im Folgenden dargestellt werden.

3.2. Physiologische Wirkungen

Nach verschiedenen Studien konnte nachgewiesen werden, dass der Hund positive Wirkungen insbesondere auf die Stabilisierung des Herz-Kreislauf-Systems haben kann. Die bloße Anwesenheit von bzw. ein ausgeglichener Umgang mit dem Hund hat eine blutdrucksenkende Wirkung auf das Kreislaufsystem, so z.B. das Streicheln seines weichen Fells in Verbindung mit seinen ruhigen Bewegungen und seinem ruhigen Atemzug, der vom Menschen wahrgenommen wird.

Zudem werden verschiedene Körperteile und -funktionen dadurch mobilisiert bzw. reaktiviert, dass der Mensch sich mehr bewegt, beispielsweise beim Gassi Gehen an der frischen Luft oder beim Spielen mit dem Hund. Durch verbale und

nonverbale Kommunikation werden Teile des Körpers in Bewegung versetzt. Sowohl die Mimik als auch die Gestik beim Menschen werden angesprochen und gefordert. So kann also durch die Interaktion mit dem Hund das allgemeine Gesundheitsverhalten verbessert werden, die Genesung von Krankheiten kann zudem unterstützt werden (vgl. Otterstedt, 2001: 31f).

3.3. Psychologische Wirkungen

Anregung geistiger Fähigkeiten:

Durch die immer wiederkehrende gedankliche Beschäftigung mit einem Hund (beispielsweise durch die Fragen: Wann muss der Hund wieder Gassi gehen oder welche neue Strecke könnte ausprobiert werden?) und durch den eventuellen Austausch mit anderen Menschen werden die geistigen Fähigkeiten gefördert. Besonderer Bedeutung kommt hierbei der Aspekt der Kommunikation zu. Durch den Austausch mit anderen Menschen kann sowohl die analoge als auch die digitale Sprache angewendet und somit gegebenenfalls trainiert werden.

Förderung emotionalen Wohlbefindens:

Die Tatsache, dass ein Hund seinem Gegenüber ohne Vorurteile begegnet und dieses so annimmt, wie es ist, ermöglicht eine vertrauensvolle emotionale Beziehung, die Nähe und Geborgenheit zulässt. Dieses Angenommenwerden eröffnet dem Menschen demnach, sich dem Hund emotional anzuvertrauen. Vorausgesetzt, der Mensch hat keine negativen Erfahrungen mit einem Hund gemacht, fördert die Begegnung mit demselben das emotionale Wohlbefinden des Menschen (vgl. Otterstedt, 2001: 34f). Durch diese Begegnung werden Gefühle des Geliebtwerdens, der Zuwendung und der Bestätigung freigesetzt. Gerade der Hund ist aufgrund seiner besonderen Eigenschaften dazu in der Lage, dem Menschen gegenüber diese Gefühle zu vermitteln. Durch seine bloße Anwesenheit kann ein Hund auch Trost spenden oder aber für Ermunterung sorgen, es besteht zudem die Möglichkeit intensiven Körpererlebens durch das Berühren und Streicheln des Hundes (vgl. Otterstedt, 2003b: 66).

Förderung des Selbstwertgefühls:

In der Begegnung mit einem Hund erfährt der Mensch ein Gefühl von Autorität und ein gewisses Maß an Macht. Dadurch, dass sich der Hund dem Menschen unterordnet und ihm seine bedingungslose Zuwendung gibt, sucht er auch nach Schutz und Sicherheit. Der Mensch hat das Gefühl, gebraucht zu werden, und muss für die Zeit der Begegnung Verantwortung für den Hund übernehmen. Muss der Hund beispielsweise vor die Tür oder hat er Hunger? Hier muss der Mensch Entscheidungen treffen und aktiv werden, wodurch er bestimmte Bewältigungskompetenzen erfährt. In solchen Situationen erlebt der Mensch ein gesteigertes Gefühl des Vertrauens in seine Fähigkeiten sowie seines Selbstwertes (vgl. Otterstedt, 2003b: 66).

Förderung von Selbstsicherheit / Reduktion von Angst:

Durch seine unbedingte Akzeptanz und Zuneigung sorgt der Hund für eine unbedrohliche und belastungsfreie Interaktionssituation. Für den Hund ist es unwesentlich, wie ungepflegt, unattraktiv, hilflos oder langsam sein menschliches Gegenüber ist. Er nimmt den Menschen bedingungslos an (Aschenputtel-Effekt) und sorgt so für eine Reduktion von ich-bezogenen Ängsten und einem Zuwachs an Selbstsicherheit. Auch wenn der Hund durch seine Unterordnung den Schutz und die Sicherheit seines Gegenübers sucht, so bietet er im Gegenzug jedoch ebenfalls ein Gefühl der Sicherheit (vgl. Otterstedt, 2003b: 67).

Psychologische Stressreduktion / Beruhigung und Entspannung:

Durch seine Anwesenheit kann ein Hund schnell für Ablenkung sorgen. Gerade durch ein bestimmtes Maß an Eigenaktivität zieht er schnell die Aufmerksamkeit seines Gegenübers auf sich. Momentane Probleme oder Belastungen rücken so in den Hintergrund oder werden umbewertet. Ein Hund kann in solchen Krisensituationen aber auch Trost schenken, er kann mit seiner Art beruhigend auf sein Gegenüber einwirken, eventuell sogar kurzfristig für Gefühle der Freude sorgen (vgl. Otterstedt, 2003b: 67). Auf diese Weise kann ein Hund dazu verhelfen, einen Weg aus einer seelischen Krise zu finden (vgl. Otterstedt, 2001: 37).

Psychologische Wirkung sozialer Integration:

Durch seine Anwesenheit kann ein Hund beim Menschen das natürliche Bedürfnis nach Gemeinsamkeit und Zusammensein erfüllen, wodurch wiederum ein Gefühl der Geborgenheit entstehen kann. Zumindest aber kann ein Hund die Erfahrung von Nähe ermöglichen, die sich zu Beginn auf die Interaktion zwischen Mensch und Hund beschränken kann, später jedoch auch auf die Interaktion zu anderen Menschen ausweiten kann. So ergeben sich beispielsweise beim Gassi Gehen vielfältige Möglichkeiten sozialer Kontakte, die durch den Hund initiiert werden und die Erfahrung von zwischenmenschlicher Interaktion herstellen (vgl. Otterstedt, 2003b: 67).

Entlastungsmöglichkeiten:

Ein Hund kann seinem Gegenüber als stiller Zuhörer dienen. Er bietet die Möglichkeit, sich Kummer und Sorgen von der Seele zu reden oder Erinnerungen mitzuteilen, ohne irgendwelche Einwände zu bringen. Während Menschen untereinander aus Angst vor Unverständnis oder Ablehnung oftmals große Schwierigkeiten haben, sich bezüglich ihrer Sorgen und Ängste mitzuteilen, besteht diese Gefahr bei einem Hund nicht. Zwischen Mensch und Hund herrscht sozusagen ein enttabuisierter Umgang. Auch wenn ein Hund das inhaltliche Wort nicht zu verstehen vermag, so ist er doch in der Lage, auf der analogen Ebene der Sprache Stimmungen und Gefühle wahrzunehmen, dementsprechend zu reagieren und dem Menschen das Gefühl von Verständnis und Vertrauen zu vermitteln (vgl. Otterstedt, 2003b: 67).

Antidepressive Wirkung / Antisuizidale Wirkung:

Der Kontakt zu einem Hund und die damit verbundenen oben aufgeführten Wirkungen wie die des gesteigerten emotionalen Wohlbefindens, der gesteigerten Aktivität und Verantwortung, aber auch des stabileren Selbstbewusstseins kann eine antidepressive und antisuizidale Wirkung auf den Menschen haben. Besonders durch regelmäßig stattfindende Kontakte kann eine vertrauensvolle Beziehung zu einem Hund aufgebaut werden, die einen sicheren seelischen Halt geben und nach Otterstedt langfristig helfen kann, einen besseren Umgang mit Depressionen zu finden und zudem suizidale Tendenzen zu verhindern (vgl. Otterstedt, 2001: 37f).

3.4. Soziale Wirkungen

Die positiven Effekte des Kontaktes zwischen Mensch und Tier auf psychischer Ebene können sich in der Folge auch auf sozialer Ebene positiv auswirken: *„Tiere können einen direkten und positiven Einfluss auf unsere soziale Kontaktbereitschaft haben. Sie erweitern unseren sozialen Horizont“* (Otterstedt, 2001: 39). Insbesondere der Hund hat hierbei den Vorteil, dass sich sein Aktionsradius auch außerhalb der Wohnung in der Öffentlichkeit abspielt (vgl. Kap. 2.5.). Immer wieder lassen sich Menschen beobachten, die beim Spaziergehen mit ihren Hunden über diese in Kontakt und ins Gespräch kommen. Ohne ihre Hunde würden diese Menschen vermutlich unerkannt aneinander vorbeigehen. Durch das gegenseitige Beschnupern und Spielen der Hunde nehmen meist auch ihre Halter Kontakt zueinander auf, eventuell zunächst auf körpersprachlicher Ebene, später entwickelt sich meist ein Gespräch, welches sich zunächst auf die Hunde bezieht, sich aber thematisch ausweiten kann.

Welche sozialen Auswirkungen der Kontakt zwischen Mensch und Tier im Einzelnen haben kann, soll im Folgenden am Beispiel des Hundes dargestellt werden:

Aufhebung von Einsamkeit und Isolation:

Der Kontakt zu einem Hund kann für sich als Alternative zu menschlichen Kontakten gesehen werden und so der Einsamkeit und Isolation entgegenwirken. Der Hund kann jedoch auch als Kontaktvermittler zu anderen Menschen dienen; hier ist er in der Funktion des ‚sozialen Katalysators‘ zu sehen (vgl. Otterstedt, 2003b: 67). Durch den Umstand, dass Fremde sich bei der Kontaktaufnahme zunächst auf den Hund beziehen, um dann den Kontakt mit dem Menschen aufzunehmen, kann bei diesem die Angst vor der Kontaktaufnahme reduziert werden (vgl. Otterstedt, 2001: 41).

Nähe / Intimität / Körperkontakt:

Durch seine Eigenschaft als sozialer Katalysator kann der Hund helfen, Distanzen abzubauen und Nähe herzustellen. Beziehungen und Verbundenheit können erlebt und geübt werden. Während dies zu Beginn lediglich in der direkten Interaktion mit dem Hund stattfindet, kann der Beziehungsaufbau nach

und nach auch auf andere Menschen übertragen werden (vgl. Otterstedt, 2003b: 68). Zudem fordert der Hund eine besondere Form der Nähe, nämlich die des direkten Körperkontaktes durch Streicheln, Schmusen oder Ablecken. Diese Form der Intimität wird für den Menschen ebenfalls erlebbar gemacht (vgl. Otterstedt, 2001: 41).

Vermittlung von positiver sozialer Attribution:

Der Hund kann in der Interaktion mit dem Menschen zum Mittler bestimmter sozialer Attribute werden. Eigenschaften wie beispielsweise Offenheit, Fröhlichkeit, Sportlichkeit oder auch ein bestimmtes Maß an Aggressivität sowie Wachsamkeit können auf den Menschen übertragen werden (vgl. Otterstedt, 2001: 41).

Die Wirkungsweisen, die im oben beschriebenen Abschnitt am Beispiel des Hundes dargestellt wurden, lassen sich auf eine Vielzahl von Tieren übertragen. Tiere fordern die körperlichen, geistigen und psychischen Fähigkeiten des Menschen, können aber auch verdeckte Ressourcen im Sinne der Gesundheitsförderung aufdecken und fördern helfen. Dabei können Tiere in unterschiedlichen Kontexten gesehen und verstanden werden. So wird ein Haustier seine Wirkung in ähnlicher Weise entfalten wie ein Tier, welches beispielsweise im therapeutischen Rahmen nur für einen begrenzten Zeitraum zur Verfügung steht. Das Haustier wird als Familienmitglied akzeptiert und dementsprechend behandelt. Durch seine dauerhafte Anwesenheit und sein Bedürfnis nach Zuneigung, Nahrung und Auslauf stellt es für die Familienmitglieder ein strukturierendes Element ihres Alltags dar. Es regt zum Spielen und Lachen an, es vermittelt Nähe und Trost und liefert Gesprächsthemen, kann aber auch ein guter Zuhörer sein. Darum kann schon die bloße Anwesenheit eines Haustiers bei den Familienmitgliedern einen heilenden Prozess anregen. Boris Levinson sieht das Haustier daher auch als „*therapeutisches Element im Alltag*“ (Levinson, 1982: 291; zit. n. Greiffenhagen, 1991: 56).

Im therapeutischen Kontext dagegen besteht kein dauerhafter Kontakt zwischen Mensch und Tier. Die positiven Wirkungen des Tieres können bzw. müssen sich demnach innerhalb begrenzter Zeitfenster beim Menschen einstellen. Hierzu werden insbesondere die Prinzipien des ‚Aschenputteleffektes‘ oder des ‚Kindchenschemas‘ zu Hilfe genommen. Der Aschenputteleffekt beschreibt hierbei die unvoreingenommene Verbundenheit frei von kognitiven und kulturellen Bewertungen, die das Tier mit dem Menschen eingeht (vgl. Olbrich, 2002: 220), während das Prinzip des Kindchenschemas davon ausgeht, dass der Mensch sich besonders zu Kindern und anderen jungen Lebewesen hingezogen fühlt. Dies geschieht durch äußere visuelle Reize, beispielsweise durch eine im Verhältnis zu den Körpermaßen relativ stark gewölbte Stirn, einen großen Kopf oder große Augen. Diese Reize werden durch die äußeren Merkmale von Kindern und Tieren gleichermaßen ausgelöst und sorgen so schon innerhalb kurzer Zeit für eine tiefe Verbundenheit zwischen Mensch und Tier (vgl. Otterstedt, 2001: 188). Dabei übernimmt das Tier im therapeutischen Einsatz, nachdem ein Kontakt zum Klienten aufgebaut werden konnte, unterschiedliche Funktionen. Es kann als Zuhörer dienen, zur Kommunikation anregen oder durch seine Anwesenheit zur Stimmungsaufhellung des Klienten beitragen.

Die genaue Funktion des Tieres im therapeutischen Rahmen soll Gegenstand des folgenden Kapitels sein. Nach der Klärung des Begriffs der allgemeinen Therapie sollen zunächst allgemeine Aspekte der tiergestützten Therapie im Vordergrund stehen, um anschließend die besondere Funktion des Hundes in diesem Kontext erläutern zu können.

4. Prinzipien der ‚tiergestützten Therapie‘

4.1. Begriffsdefinition ‚Therapie‘

Im Nachschlagewerk ‚Meyers Lexikon online‘ der Brockhaus AG wird das Wort ‚Therapie‘ (aus dem Griechischen) im medizinischen Sinne als *„...alle der*

Beseitigung oder Linderung von Gesundheitsstörungen und Krankheitszuständen dienenden medizinischen Maßnahmen...“ definiert. Bezogen auf den psychischen Kontext sind Therapien nach Philipp Zimbardo „...*Interventionen (Eingriffe) in das Leben einer Person, darauf ausgerichtet, ihre psychischen Funktionen in der einen oder anderen Weise zu verändern.*“ (Zimbardo, 2003: 643). Sie sollen „...*dazu führen, dass die belastenden Symptome - und möglichst auch deren Ursachen - minimiert oder sogar beseitigt werden*“ (Zimbardo, 2003: 644).

Obwohl die vorgeschlagene Begriffsdefinition ihren Fokus der Betrachtung auf die pathologische Sichtweise richtet, die Ursachen und Symptome von Krankheiten im Sinne des biomedizinischen und biopsychosozialen Modells zu minimieren oder gar zu beseitigen, kann und sollte die folgende Betrachtung der tiergestützten Therapie im Sinne des Konzeptes der Gesundheitsförderung verstanden werden. Die beschriebenen positiven Wirkungen des Tieres im Allgemeinen und des Hundes im Speziellen verdeutlichen die Stärkung bzw. Reaktivierung persönlicher und sozialer Ressourcen des Menschen auf körperlicher, psychischer und sozialer Ebene. Obwohl in diesem Zusammenhang der Begriff einer ‚tiergestützten Gesundheitsförderung‘ als angemessener erscheint, soll im Folgenden dennoch am Begriff der ‚tiergestützten Therapie‘ festgehalten werden, da dieser Terminus als solcher von Fachkreisen definiert wurde und in der Öffentlichkeit als anerkannt gilt.

4.2. Begriff der ‚tiergestützten Therapie‘

Der Einsatz von Tieren in der Therapie ist heute hinreichend bekannt. Besonders die Delphintherapie oder die Reittherapie haben in Deutschland in den letzten Jahren stark an Popularität gewonnen. Aber auch Hunde, Lamas oder Alpakas werden zunehmend als therapeutisches Medium eingesetzt. Problematisch ist jedoch, dass trotz zunehmender wissenschaftlicher Untersuchungen der therapeutischen Nutzung von Tieren in den letzten Jahren die aktuelle Praxis der Theorie weit voraus ist. Erst allmählich entstehen Verbände und Organisationen, die sich bemühen, einheitliche Standards des therapeutischen Einsatzes von

Tieren zu entwickeln und Ausbildungskriterien für Therapeuten zu erarbeiten. Somit ist der Begriff der ‚tiergestützten Therapie‘ bis heute nicht eindeutig definiert. Jedoch schlägt der 2005 in Wien gegründete Berufsverband ‚European Society for Animal Assisted Therapy‘ (ESAAT) folgende Definition vor:

„Unter tiergestützter Therapie versteht man alle Maßnahmen, bei denen durch den gezielten Einsatz eines Tieres positive Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten von Menschen erzielt werden soll. Das gilt für körperliche wie für seelische Erkrankungen.

Das Therapiepaar Mensch/Tier fungiert hierbei als Einheit. Als therapeutische Elemente werden dabei emotionale Nähe, Wärme und unbedingte Anerkennung durch das Tier angesehen. Zusätzlich werden auch verschiedenste Techniken aus den Bereichen der Kommunikation, Interaktion, der basalen Stimulation und der Lernpsychologie eingesetzt“ (Röger-Lakenbrink, 2006: 30).

Dabei unterscheidet man mittlerweile nach den Richtlinien der ‚Delta Society‘, einer in den USA gegründeten Stiftung, zwischen tiergestützten Aktivitäten (Animal Assisted Activities) und tiergestützter Therapie (Animal Assisted Therapy). Vor der Erläuterung dieser beiden Bereiche soll jedoch auf den Ursprung und die Entwicklung des Einsatzes von Tieren in der Therapie eingegangen werden.

4.2.1. Ursprung und Entwicklung der ‚tiergestützten Therapie‘

Der Aspekt des therapeutischen Einsatzes von Tieren ist keineswegs neu. Schon Ende des 18. Jahrhunderts wurde die psychiatrische Anstalt ‚York Retreat‘ von der Society of Friends, einer Quäkergruppe, gegründet. Mit dieser Einrichtung ersetzte der damalige Führer, William Tuke, die unmenschlichen Bedingungen der Unterbringung ‚geistesgestörter‘ Patienten, die geprägt waren durch Strafen und Wegsperrungen, durch ein christliches und zugleich rationales Modell, welches auf Heilung bzw. auf Besserung seiner Patienten abzielte. Im Vordergrund standen von nun an Prinzipien der Toleranz und des Respekts gegenüber den Patienten. Mit der Möglichkeit, Gärten zu pflegen und sich um kleinere Tiere zu kümmern, verfolgte Tuke das Ziel, ein

Verantwortungsbewusstsein bei den Patienten und somit deren Selbstwertgefühl und Selbstkontrolle zu stärken, um einen möglichen Heilungsprozess zu initiieren. Obwohl Tuke gute Erfolge erzielen konnte, setzte sich dieses Modell zu damaliger Zeit nicht durch (vgl. Greiffenhagen, 1991: 166f).

100 Jahre später wurden die Ideen von Tuke durch das Konzept der Anstalt Bethel bei Bielefeld wieder aufgenommen. In diesem Behandlungszentrum für Epileptiker und andere geistig und psychisch gestörte Patienten spielte der Einsatz von Tieren ebenfalls eine wichtige Rolle. Mit der Integration von Patienten und Tieren sowie auch Pflanzen bot man den Menschen in dieser „*Institution ohne Mauern*“ (Olbrich, 2002: 188) einen natürlichen Lebensraum als Basis für einen heilenden Prozess (vgl. Olbrich, 2002: 188f).

Weitere Erfahrungen im therapeutischen Einsatz von Tieren machte man 1942 im Army Air Force Convalescent Hospital in New York mit Soldaten, die aus dem Zweiten Weltkrieg mit einem Kriegstrauma heimkehrten. Durch einen angeschlossenen Bauernhof mit Rindern, Pferden, Hühnern und Gänsen galten die Beobachtung und die Versorgung der Tiere als therapeutisches Mittel neben weiteren (vgl. Greiffenhagen, 1991: 167).

In den oben erwähnten Anstalten wurde der Einsatz bzw. die Wirkung von Tieren jedoch nie dokumentiert, so dass die jeweiligen Konzepte bald wieder in Vergessenheit gerieten. Erst die zufälligen Beobachtungen des amerikanischen Kinderpsychotherapeuten Boris Levinson setzte die systematische wissenschaftliche Untersuchung der Wirkung von Tieren auf Menschen 1961 neu in Gang. Levinson arbeitete seinerzeit mit einem sozial gestörten Jungen. Als dieser Junge eines Tages zufällig Levinsons Hund Jingles in dessen Praxis begegnete, konnte Levinson beobachten, wie der ansonsten schweigsame Junge spontan mit Jingles sprach. In der Folgezeit begann Levinson mit wissenschaftlichen Untersuchungen und erkannte die Einsatzmöglichkeit von Tieren als Co-Therapeuten. Weitere wissenschaftliche Untersuchungen in den Folgejahren in den gesamten Vereinigten Staaten von Amerika bestätigten dieses Ergebnis (vgl. Olbrich, 2002: 189).

Das amerikanische Psychologenehepaar Corson belegte 1975 ebenfalls die positiven psychischen und sozialen Effekte von Tieren auf den Menschen:

„Im Grunde geht es bei der tiergestützten Therapie darum, ein unbedrohliches, liebevolles Heimtier als Katalysator für die Entwicklung adaptiver und zufriedenstellender sozialer Interaktionen einzuführen. Der Patient setzt sich häufig durch nonverbale und taktile Interaktionen positiv in eine Beziehung zum Tier. Dieser Kreis sozialer Interaktionen weitet sich dann allmählich aus... Die anfänglich nonverbalen Formen der Interaktion werden nach und nach bereichert und verstärkt durch verbale Kommunikation und den gesunden Ausdruck von Gefühl und von Wärme“ (Corson, 1975; zit. n. Olbrich, 2002: 189f).

Die Corsons sahen das Tier demnach schon damals in der Rolle eines ‚sozialen Katalysators‘. Angefangen mit der Kommunikation zu einem Tier weitet sich diese nach und nach zur Kommunikation mit der menschlichen Umwelt aus (vgl. Greiffenhagen, 1991: 179).

In dieser Zeit entstand in Amerika eine Vereinigung mit Fachleuten unterschiedlicher Disziplinen, die sich der wissenschaftlichen Erforschung der positiven Auswirkungen der Mensch-Tier-Beziehung widmete. Schließlich wurde 1977 die Stiftung ‚Delta Society‘ in Portland/Oregon ins Leben gerufen, die sich zur Aufgabe gemacht hat, mit ihrem so genannten ‚pet-partner-program‘ die tiergestützte Therapie als eigenen Wissenschaftszweig flächendeckend in den USA zu etablieren und zu fördern. Innerhalb kürzester Zeit entwickelte sich eine Zusammenarbeit zwischen den pet-partner-teams und unterschiedlichen Organisationen, bei denen man insbesondere Hunde als Co-Therapeuten einsetzte (vgl. Röger-Lakenbrink, 2006: 14).

1990 gründete sich die ‚IAHAIO‘ (International Association of Human Animal Interaction Organisations), der erste internationale Dachverband für die Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung mit Sitz bei der Delta Society. So wurde in den folgenden Jahren die wissenschaftliche Erforschung der therapeutischen Wirkung von Tieren im Allgemeinen – und Hunden im Besonderen – vorangetrieben, was auch in den europäischen Ländern und damit auch in

Deutschland das Interesse am Einsatz von Therapiehunden steigerte (vgl. Röger-Lakenbrink, 2006: 15). Im Jahr 2005 wurde schließlich ein europäischer Dachverband gegründet, die ‚ESAAT‘ (European Society for Animal Assisted Therapy). Sie hat das Ziel, eine Harmonisierung der Qualifikationsstandards in der tiergestützten Therapie in Europa zu erreichen (Röger-Lakenbrink, 2006: 17).

Seit über zwanzig Jahren sind auch in Deutschland verschiedene Vereine und Institutionen aktiv, die vor allem das Ziel verfolgen, kranken und alten Menschen, aber auch Kindern, mit Unterstützung von Tieren, vor allem mit Hunden, mehr Lebensqualität zu geben. Oftmals orientieren sich diese Vereine an den Richtlinien der bereits genannten ‚Delta Society‘. Nach diesen Richtlinien unterscheidet man mittlerweile zwei bedeutende Bereiche des therapeutischen Einsatzes von Tieren, die im Folgenden erläutert werden sollen.

4.2.2. Animal-Assisted-Activities (AAA)

In den ‚Standards of Practice for Animal-Assisted-Activities and Therapy‘ der Delta Society werden die Animal-Assisted-Activities folgendermaßen definiert:

„AAA provides opportunities for motivational, educational, recreational and/or therapeutic benefits to enhance quality of life. AAA are delivered in a variety of environments by specially trained professionals, paraprofessionals, and/or volunteers, in association with animals that meet specific criteria“ (Delta Society, 2007).

Demnach handelt es bei den Animal-Assisted-Activities (zu Deutsch: tiergestützte Aktivitäten) um ungezwungene, spontane Zusammentreffen zwischen Mensch und Tier. Bei diesen Zusammentreffen verfolgt man keine bestimmten Ziele, sondern stellt die bloße Anwesenheit des Tieres in den Vordergrund. Sie dient der allgemeinen Abwechslung im Alltag sowie einem verbesserten Wohlbefinden der Betroffenen. Als Beispiele sind die so genannten Tierbesuchsprogramme oder -dienste zu nennen, bei denen der Tierhalter mit seinem Tier eine bestimmte Institution und ihre Bewohner oder Patienten über einen bestimmten

Zeitraum lediglich aufsucht, sich aber nicht an einer gezielten Behandlung beteiligt.

4.2.3. Animal-Assisted-Therapy (AAT)

Von der Delta Society wird die Animal-Assisted-Therapy (zu Deutsch: tiergestützte Therapie) hingegen wie folgt definiert:

„AAT is a goal-directed intervention in which an animal that meets specific criteria is an integral part of the treatment process. AAT is directed and/or delivered by a health/human service professional with specialized expertise, and within the scope of practice of his/her profession. AAT is designed to promote improvement in human physical, social, emotional, and/or cognitive functioning [cognitive functioning refers to thinking and intellectual skills]. AAT is provided in a variety of settings and may be group or individual in nature. This process is documented and evaluated” (Delta Society, 2007).

Im Gegensatz zur AAA handelt es sich bei der AAT demnach um einen zielgerichteten Einsatz von Tieren, der spezielle Kenntnisse von Fachleuten des Gesundheits- oder Sozialwesens voraussetzt. Ziel ist die Förderung von psychischen, sozialen, emotionalen und/oder kognitiven Funktionen. Zudem muss der Verlauf des Einsatzes dokumentiert werden.

4.3. Der Hund als Co-Therapeut

Die besonderen Eigenschaften des Hundes in Bezug auf die Beziehung zum Menschen sind in Kapitel 2.5. bereits näher erläutert worden. Diese Eigenschaften bringen bestimmte Vorteile mit sich, die den Hund in der therapeutischen Arbeit besonders wertvoll erscheinen lassen. Bei dem Hund als Co-Therapeuten werden bezüglich seiner Funktion und seines Aufgabengebietes folgende Unterscheidungen getroffen.

4.3.1. Der Assistenzhund

Der Assistenzhund spielt in Bezug auf das im Kapitel 3 beschriebene positive Wirkungsgefüge auf den Menschen nur eine untergeordnete (wenn auch nicht minder wichtige) Rolle. Vielmehr hat er eine besondere Ausbildung durchlaufen und damit sehr spezielle Fähigkeiten, um bestimmten Menschen in ihrer Alltagsbewältigung eine praktische Unterstützung zu bieten. Als Beispiele seien hier Blindenführhunde, Behindertenbegleithunde oder Meldehunde genannt. Diese Hunde leben in der Regel bei den Betroffenen selbst (vgl. Otterstedt, 2001: 141f).

Im Rahmen dieser Arbeit soll der Schwerpunkt jedoch vielmehr auf der Frage liegen, inwieweit der Hund auf Menschen mit psychischen Erkrankungen eine gesundheitsfördernde Wirkung haben kann, wie er also die körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte des Menschen stärken und so zu einer Verminderung bzw. Vermeidung der Symptomatik und der Verbesserung seiner Lebensqualität beitragen kann. Zu diesem Zweck wird zwischen dem Besuchsdiensthund und dem Therapiebegleithund unterschieden.

4.3.2. Der Besuchsdiensthund

Der Besuchsdiensthund wird im Rahmen der Animal-Assisted-Activities (siehe Kap. 4.2.2.) meist von einem Ehrenamtlichen beispielsweise in Altenheimen oder psychiatrischen Stationen begleitet, um durch das ungezwungene spontane Zusammentreffen das Wohlbefinden der Bewohner oder Patienten zu verbessern. Dabei werden keine bestimmten Ziele verfolgt, es steht vielmehr die bloße Anwesenheit des Hundes im Vordergrund des Besuches (vgl. Otterstedt, 2001: 142).

4.3.3. Der Therapiebegleithund

Der Therapiebegleithund hingegen wird im Rahmen der Animal-Assisted-Therapy (siehe Kap. 4.2.3.) zielgerichtet eingesetzt. Dabei müssen sowohl der Hund als auch sein Begleiter eine entsprechende Ausbildung durchlaufen haben. Für das ausgebildete Therapiehundeteam finden sich zahlreiche Einsatzmöglichkeiten in

Altenheimen, (psychiatrischen) Kliniken oder in der Ergo- Physio- bzw. Psychotherapie (vgl. Otterstedt, 2001: 142). Er kann aber auch im ambulanten Bereich an wechselnden Einsatzorten mit unterschiedlicher Klientel eingesetzt werden (vgl. Röger-Lakenbrink, 2006: 24).

4.3.4. Voraussetzungen für die Arbeit als Co-Therapeut

Sowohl der Besuchsdiensthund als auch der Therapiebegleithund müssen bestimmte Voraussetzungen dafür mitbringen, um bei der Klientel die erwünschten positiven Wirkungen auf körperlicher, psychischer und sozialer Ebene erzielen zu können. Otterstedt sieht in den äußeren Merkmalen eines Hundes, beispielsweise der Größe oder der Fellbeschaffenheit, gewisse Vorteile. Ein mittelgroßer Hund mit hellem Fell wirkt vermutlich auf den ersten Blick nicht so bedrohlich wie ein großer Hund mit schwarzem Fell, minimiert eventuelle Ängste und fördert somit den Prozess der Kontaktaufnahme. Als wichtige Voraussetzung sieht Otterstedt jedoch bestimmte Charaktereigenschaften eines Hundes, um in seiner co-therapeutischen Arbeit erfolgreich sein zu können. So muss er ein sicheres ruhiges Wesen haben, eine geringe Aggressionsbereitschaft, Führigkeit, Freundlichkeit, soziales Verhalten, Interesse am Menschen, wenig Misstrauen gegenüber Fremden, wenig territoriales Verhalten, hohe Sensibilität gegenüber Stimmungen (Empathie) sowie eine hohe Resistenz gegenüber Umweltstress. Zudem sollte er gelernt haben, mit Artgenossen und Menschen zu kommunizieren. Zum Teil sind diese Eigenschaften rassespezifisch oder zuchtbedingt, können aber auch durch eine angemessene Erziehung, Sozialisation und Ausbildung erreicht werden (vgl. Otterstedt, 2001: 373).

Bei dem Einsatz eines Besuchsdienst- bzw. Therapiebegleithundes ist es wichtig zu betonen, dass der Hund niemals als Mittel zum Zweck eingesetzt werden darf. Er stellt für seinen Besitzer, den eigentlichen Therapeuten, lediglich eine Unterstützung dar und kann nur in der gemeinsamen partnerschaftlichen Arbeit seine Aufgabe optimal erfüllen. Daher wird der Hund in diesem Zusammenhang auch als Co-Therapeut bezeichnet (vgl. Röger-Lakenbrink, 2006:24f).

Inwieweit sich der therapeutische Einsatz des Hundes gesundheitsfördernd auf Menschen mit psychischen Erkrankungen auswirken kann, soll Gegenstand des folgenden Kapitels sein.

5. Der gesundheitsfördernde Einsatz des Hundes bei Menschen mit einer psychischen Erkrankung

Der Kontakt und die Beziehung zum Hund haben, wie bereits dargestellt, nachweislich positive Auswirkungen auf den Menschen. Besonders das emotionale Wohlbefinden und das Selbstwertgefühl, aber auch die soziale Teilhabe können unter dem therapeutischen Einsatz eines Hundes gefördert werden und sich dadurch verbessern. Ob und inwieweit die therapeutische Arbeit mit einem Hund dazu beitragen kann, diese Wirkungen insbesondere bei Menschen mit psychischen Erkrankungen zu erreichen, um so die Förderung ihrer Gesundheit zu unterstützen, soll in diesem Kapitel untersucht werden. Der Arbeit liegt daher folgende Hypothese zugrunde:

Die gesundheitsfördernde Wirkung in der Beziehung zwischen Mensch und Hund kann auch bei Menschen mit psychischen Erkrankungen erzielt werden.

Zur Untersuchung dieser Hypothese soll in diesem Kapitel anhand von zwei Fallbeispielen die positive Wirkung des Hundes auf Menschen mit psychischen Erkrankungen exemplarisch verdeutlicht werden. Dabei beruhen die Fallbeispiele auf Erfahrungswerten und Beobachtungen und können daher nur einen Eindruck vermitteln, haben jedoch keinen unmittelbaren wissenschaftlichen Stellenwert. Die Darstellung individueller Beobachtungen und Erfahrungen erscheint jedoch im Rahmen dieser Arbeit als wesentlich angemessener, um die gesundheitsfördernde Wirkung des Hundes bei Menschen mit psychischen Erkrankungen im Einzelnen zu verdeutlichen und so ein tieferes Verständnis dafür zu vermitteln. Zunächst erscheint es jedoch notwendig, das biopsychosoziale Modell sowie das Modell der Salutogenese mit dem Begriff der

psychischen Erkrankung in Beziehung zu setzen. Beide Modelle werden zur Erklärung und Behandlung psychischer Erkrankungen herangezogen. Anhand dieser Modelle soll die besondere therapeutische Wirkung des Hundes auf Menschen mit psychischen Erkrankungen erklärbar gemacht werden.

5.1. Erklärungsmodelle zum Verständnis psychischer Erkrankungen

5.1.1. Biopsychosoziales Modell

Seit den siebziger Jahren wachsen die Kenntnisse um biopsychosoziale Wirkfaktoren, die sowohl somatische als auch psychosoziale Prozesse zur Erklärung von Entstehung und Verlauf psychischer Erkrankungen berücksichtigen. Bei dem bis dahin lediglich biomedizinischen Krankheitsverständnis wurde kritisiert, dass psychodynamische und soziale Aspekte unberücksichtigt blieben. Die biopsychosoziale Sichtweise hingegen schließt psychodynamische als auch soziale Bedingungen bei der Erklärung psychischer Erkrankungen mit ein und orientiert sich so an der Ganzheitlichkeit des Menschen. Somit besteht die Auffassung, dass sowohl biologische als auch psychische und soziale Faktoren zusammenwirken müssen, um eine psychische Erkrankung auszulösen (vgl. Grabert, 2007: 12ff). Grundlage für diese Sichtweise stellt das Vulnerabilitäts-Stress-Bewältigungsmodell dar, das erstmals in den siebziger Jahren von dem amerikanischen Psychiater Zubin formuliert und von Ciompi, einem schweizer Arzt für Psychiatrie und Psychotherapie, in den Folgejahren weiter vertieft wird. Nach diesem Modell entwickelt sich bei Menschen mit einer psychischen Erkrankung unter dem Einfluss von sowohl biologischen als auch psychosozialen Faktoren eine besondere Verletzlichkeit (Vulnerabilität) gegenüber diesen Faktoren. Reichen die Bewältigungsressourcen nicht mehr aus, kann es zum Ausbruch einer psychischen Erkrankung kommen (vgl. Ciompi, 1990: 112 / Bosshard et al., 2001: 173f).

Obwohl die biopsychosoziale Sichtweise nach wie vor zur Erklärung psychischer Erkrankungen herangezogen wird, herrscht Kritik über die pathogene Sichtweise, die sich lediglich an Defiziten orientiert und den Blickwinkel auf die Ressourcen vernachlässigt (vgl. Grabert, 2007: 14).

5.1.2. Modell der Salutogenese

Die Salutogenese befasst sich mit den individuellen Strategien der Gesundheitsförderung, die Menschen mit psychischen Erkrankungen entwickeln oder (wieder-)entdecken sowie mit Gesundheitsressourcen, die sie aus ihrem sozialen Umfeld für sich nutzbar machen können. Ziel ist die Förderung bzw. Reaktivierung gesunder Anteile auf körperlicher, psychischer, geistiger und sozialer Ebene, um Menschen mit psychischen Erkrankungen in ihrer Autonomie und ihrem Selbstwertgefühl zu stärken und so zu ihrer besseren Lebensqualität beizutragen (vgl. Grabert 2007: 19f). Dieses Modell orientiert sich demnach im Sinne des Konzeptes der Gesundheitsförderung an vorhandenen persönlichen und sozialen Ressourcen und Potenzialen, die bei Menschen mit psychischen Erkrankungen gestärkt bzw. reaktiviert werden, um die Erkrankung besser bewältigen zu können.

Die aufgestellte Hypothese, dass die gesundheitsfördernde Wirkung in der Beziehung zwischen Mensch und Hund auch bei Menschen mit psychischen Erkrankungen erzielt werden kann, lässt sich sowohl durch das biopsychosoziale Modell als auch durch das Modell der Salutogenese verdeutlichen. Die positiven Wirkungen des Hundes können dazu beitragen, körperliche, psychische und soziale Ressourcen bei Menschen mit psychischen Erkrankungen zu stärken bzw. zu reaktivieren. Zur Verdeutlichung soll im Folgenden ein Beispiel vorgestellt werden.

Herr A, der im Rahmen einer psychischen Erkrankung unter sozialen Ängsten leidet und dementsprechend sozial isoliert lebt, kann durch die therapeutische Interaktion mit einem Hund nach und nach lernen, wieder den Kontakt zu anderen Menschen zu suchen. Er bekommt zunächst die Möglichkeit des Erlebens von Nähe und Verbundenheit dem Hund selbst gegenüber. Er fühlt sich so angenommen, wie er ist, bekommt die bedingungslose Akzeptanz und Zuneigung vom Hund. In seiner Funktion als sozialer Katalysator kann der Hund Herrn A nach und nach darin unterstützen, erste Kontakte zu anderen Menschen zuzulassen. Da sich die Kontaktaufnahme zunächst auf den Hund bezieht, können vorhandene Ängste bei Herrn A reduziert werden. Diese positive Erfahrung kann sich schließlich auch positiv auf sein Selbstwertgefühl auswirken.

In diesem Beispiel wird deutlich, dass ursprüngliche psychosoziale Ressourcen durch die Interaktion mit dem Hund reaktiviert werden können und so zu einer besseren Bewältigung bzw. Reduzierung pathogener Symptome und somit zur Verbesserung der Lebensqualität beitragen.

5.2. Vorstellung und Auswertung ausgewählter Fallbeispiele

5.2.1. Fallbeispiel Frau H. (schizo-affektive Psychose)

Frau H., 66 Jahre alt, wird im Rahmen des Betreuten Wohnens durch das Sozialpsychiatrische Zentrum des Caritasverbandes für die Stadt Bonn e.V. (SPZ) betreut. Das Leistungsangebot dieser Einrichtung richtet sich an Menschen im Erwachsenenalter, die infolge einer psychischen Erkrankung unter massiven Einschränkungen der gesellschaftlichen Teilhabe und der selbständigen Lebensführung leiden. Ziel des Betreuten Wohnens ist es, den Betroffenen eine bestmögliche Unterstützung im Alltag zu gewährleisten. Hierzu gehören unter anderem Hilfestellungen bei der Bewältigung einer möglichst eigenständigen Lebensführung, die soziale und berufliche Wiedereingliederung sowie die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft (vgl. Goertz, 2007: 109f).

Vera Goertz arbeitet seit 2005 gemeinsam mit ihrer Hündin ‚Freya‘ (Retriever-Labrador-Mix) beim Betreuten Wohnen des Caritasverbandes. Gemeinsam mit Frau H. wurde vereinbart, dass Frau G. bei ihren nächsten Besuchen ihren Hund mitbringt. Frau H. äußerte sich zwar positiv über das Vorhaben, es konnten jedoch keine konkreten Zielvorstellungen mit ihr erarbeitet werden. Somit ist das Vorhaben als Hundebesuchsdienst im Rahmen der tiergestützten Aktivitäten einzuordnen (siehe Kap. 4.2.2. i. V. m. Kap. 4.3.2.). Es werden acht gemeinsame Treffen verabredet, von denen die ersten beiden in der Einrichtung durchgeführt werden und die übrigen sechs als Hausbesuch bei Frau H. geplant sind. Die jeweiligen Treffen werden von Vera Goertz dokumentiert. In welchem Zeitrahmen die Termine durchgeführt werden, ist den Ausführungen nicht zu entnehmen. Die folgenden Angaben beziehen sich auf die schriftlich dokumentierten Beobachtungen und Erfahrungen von Vera Goertz, die sie als Aufsatz im ‚Kuratorium Deutsche Altershilfe‘ veröffentlicht hat.

5.2.1.1. Biografie

Die 66-jährige Frau H. stammt aus einer Großbauernfamilie in der ehemaligen DDR. Sie war das jüngste von zehn Kindern und wurde aufgrund der Nachkriegswirren und Evakuierungen von ihrer Familie getrennt, die in den Westen floh. Frau H. wuchs indes bei Pflegeeltern in der späteren DDR auf. In der Pflegefamilie gehörte der Kontakt zu Tieren wie z.B. Ziegen, Kaninchen oder Hühnern zum Alltag. Einen engen Kontakt hatte sie zudem zu ihrer Tante, die einen Hund hatte. Im weiteren Verlauf ihres Lebens hatte Frau H. keine weiteren Tiere, sie berichtet jedoch von positiven Erfahrungen und Erinnerungen insbesondere mit Hunden in ihrer Kinder- und Jugendzeit.

Im Alter von 20 Jahren wurde bei Frau H. eine schizo-affektive Psychose diagnostiziert. Zu dieser Zeit fand auch ihr erster Klinikaufenthalt statt. In akuten Phasen der Erkrankung litt sie unter starken Beeinträchtigungen. Symptome waren beispielsweise völliger sozialer Rückzug, aggressive Schübe und fehlendes Erinnerungsvermögen. In beschwerdefreien Zeiten zwischen den Klinikaufenthalten machte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester, heiratete und bekam zwei Kinder. In der folgenden Zeit konnte sie jedoch aufgrund stetig steigender weiterer Beeinträchtigungen immer weniger arbeiten. Sie fühlte sich kaum noch belastbar, bekam Ängste und litt unter Konzentrationsmängeln. Hinzu kamen familiäre Schwierigkeiten, woraufhin die Ehe geschieden wurde und Frau H. in der Folge nicht mehr dazu in der Lage war, für ihre Kinder zu sorgen.

Im Alter von 37 Jahren wurde Frau H. berentet und zog acht Jahre später zu ihrer Schwester in den Westen. Nach dem Tod ihrer Schwester verfiel sie wiederum in eine akute Krankheitsphase mit völliger Regression, Aggressionsschüben, Stummheit, körperliche Starrheit (Stupor), Realitätsverlust sowie Bewusstseinsstörungen. Ihr Zustand verbesserte sich nach medikamentöser Behandlung, woraufhin sie in eine betreute Wohngemeinschaft zog.

Seit sieben Jahren lebt Frau H. allein und wird im Rahmen des Betreuten Wohnens bei ihrer Alltagsbewältigung unterstützt. Zwar hat es in der Vergangenheit keine akuten Krankheitsausbrüche mehr gegeben, jedoch leidet sie unter dauerhaften Beeinträchtigungen, darunter soziale Ängste, Antriebslosigkeit und Spätdyskinesien⁵ aufgrund der langjährigen

⁵ irreversible Komplikationen einer Langzeitbehandlung durch hochpotente Neuroleptika mit Tics im Gesichtsbereich, Schaukelbewegungen des Körpers und verschiedensten Formen von Bewegungsstörungen (vgl. Möller et al., 2005: 496)

medikamentösen Behandlung. Durch hinzugekommene Alterserscheinungen ist sie zusätzlich in ihrer Mobilität, Motorik und Merkfähigkeit beeinträchtigt.

5.2.1.2. Dokumentation des Hundekontaktes

1. Treffen (Dauer: 20 Minuten)

Der erste Kontakt findet in einem Raum der Einrichtung des Caritasverbandes statt. Frau H. betritt den Raum und wird von dem Hund ‚Freya‘ schwanzwedelnd begrüßt. Frau H. lächelt und beobachtet Freya. Es folgen Erklärungen zu der Hündin und ihrem Verhalten. Zwischen Frau H. und Frau G. entwickelt sich eine Unterhaltung über Aussehen und Verhalten sowie über die Geschichte von Freya. Währenddessen liegt die Hündin auf einem für sie eingerichteten Ruheplatz. Frau H. wirkt sehr interessiert und äußert am Ende des Treffens den Wunsch, Freya beim nächsten Besuch ein Leckerchen geben zu dürfen. Daraufhin verabschiedet sich Frau H. verbal von Freya, ohne sie zu berühren.

2. Treffen (Dauer: 20 Minuten)

Der zweite Kontakt findet ebenfalls in der Einrichtung statt. Frau H. ist vorzeitig zum verabredeten Termin erschienen und wartet im Raum auf Frau G. und Freya. Als diese den Raum betreten, geht Freya auf Frau H. zu und begrüßt diese freudig. Frau H. streichelt Freya über den Kopf und spricht zu ihr. Während Freya sich auf ihren Ruheplatz zurückzieht, werden, wie beim letzten Treffen vereinbart, mit Frau H. die Verhaltensweisen für das Füttern von Freya mit Leckerchen besprochen. Freya wird daraufhin von Frau G. heran gerufen und setzt sich hin. Frau H. reicht ihr ein Leckerchen, lächelt dabei und sagt: „Die Freya hat aber Hunger.“ Während Freya sich wieder auf ihren Ruheplatz zurückzieht, entwickelt sich zwischen Frau H. und Frau G. ein Gespräch über Fütterung und Ernährung der Hündin. Beim Abschied streichelt Frau H. Freya über den Kopf.

3. Treffen (Dauer: 40 Minuten)

Dieses Treffen findet erstmalig bei Frau H. zu Hause statt. Als Frau G. mit Freya ankommt, steht Frau H. schon erwartungsvoll an der Haustür. Wie vorher

verabredet, hat sie eine Schüssel mit Wasser bereitgestellt. Nachdem Freya sich in der Wohnung ein wenig orientiert hat, legt sie sich auf den ihr zugewiesenen Ruheplatz. Die Aufmerksamkeit von Frau H. ist dabei die ganze Zeit auf die Hündin gerichtet. Frau H. ist angetan von ihren großen Pfoten, ihrem schwarzen Fell und ihrer Ruhe. Zu Frau G. nimmt sie an diesem Tag indes kaum Blickkontakt auf. Dann fragt sie vorsichtig: „Meinen Sie, dass Freya mich mag?“ Daraufhin nutzt Frau G. die Gelegenheit, Frau H. einige Körpersignale der Hündin zu erklären, wie beispielsweise das Schwanzwedeln, das Ohrenspitzen oder die typische Aufforderung zum Spielen. Dabei folgt sie den Erklärungen sehr aufmerksam und konzentriert. Frau H. wirkt lebhafter als bei den Hausbesuchen ohne Hund, sie freut sich sichtlich über die Anwesenheit von Freya.

4. Treffen (Dauer: 40 Minuten)

Bei Ankunft von Frau G. und Freya wartet Frau H. schon auf dem Balkon und ruft Freya eine freundliche Begrüßung zu. An der Haustür begrüßt Freya Frau H. schwanzwedelnd. Frau H.: „Freya, du Liebe, bist du wieder da?“ Sie streichelt ihr dabei behutsam übers Fell. Zur bereitgestellten Wasserschale ist diesmal auch eine Schüssel mit klein geschnittener Wurst hinzugekommen, was eigentlich so nicht verabredet war. Es wird vereinbart, dass dies nur möglich sei, wenn zusätzlich keine weiteren Leckerchen gefüttert würden. Nachdem Freya sich auf ihren Ruheplatz zurückgezogen hat, beginnt Frau H. munter von ihrer Kindheit bei den Pflegeeltern zu erzählen, bei denen sie auch einen kleinen Hund gehabt habe, den sie sich abends heimlich ins Bett holte. Zunehmend drückt Frau H. Erinnerungen und Gefühle aus, die sie mit dieser Zeit in Verbindung bringt.

5. Treffen (Dauer: 60 Minuten)

Wieder steht Frau H. zur Begrüßung winkend und rufend auf ihrem Balkon. Diesmal läuft Freya jedoch ziel gerichtet zu dem erwarteten Napf mit den Würstchenstückchen und lässt die Begrüßung aus. Frau G. erinnert in diesem Zusammenhang noch einmal an die getroffene Vereinbarung und es entwickelt sich ein Gespräch über die Tatsache, dass ein Hund als Instinktwesen immer erst zu seinem Futterplatz läuft und ein Begrüßungskontakt für ihn zweitrangig wird. Daraufhin erinnert sich Frau H. an den Hund ihrer Tante, der zu Kindheitszeiten ebenfalls zuerst nach etwas Fressbarem gesucht habe, bevor er die anderen

begrüßte. Durch weitere Erzählungen von ihrer Tante wird eine tiefe Verbundenheit und Betroffenheit spürbar. Für das nächste Treffen wird vereinbart, dass Freya keine Schüssel mit Wurststückchen mehr bekomme, sondern dass Frau H. die Hündin zum Abschied jeweils mit einem Leckerchen füttern dürfe.

6. Treffen (Dauer: 50 Minuten)

Bei diesem Treffen wartet Frau H. an der Wohnungstür, weil es regnet. Schon im Treppenhaus ruft sie nach Freya. Diese läuft wieder zuerst zu dem erwarteten Futterschälchen mit den Wurststückchen, findet jedoch nur Wasser. Daraufhin begrüßt sie Frau H., die sich sehr darüber freut. Frau H. hat nach dem letzten Treffen ein Foto von der Tante mit ihrem Hund aus einer Fotokiste herausgesucht und beginnt davon zu erzählen. Sie betont, dass ihr damaliger Hund ebenfalls ein Mischling wie Freya gewesen sei und dass ihre Tante ihn geliebt habe. Daraufhin taucht sie wieder in Erinnerungen der damaligen Zeit. Sie berichtet von ihrem Weggang aus der DDR zu einer Schwester in den Westen und darüber, dass das Schwerste dabei die Trennung von ihrer Tante gewesen sei, woran sie auch heute noch mit Traurigkeit denken müsse. Frau G. erwidert, dass es besonders gut sei, das Bild der Tante wieder gefunden zu haben und dass die Tante Frau H. sicher auch sehr gern gemocht habe. Frau H. bejaht dies und wirkt wieder wesentlich entspannter. Als sie Freya zum Abschied ein Leckerchen gibt, äußert sie den Wunsch, mit Freya und Frau G. einen Spaziergang machen zu dürfen. Die Entscheidung darüber wird auf das nächste Treffen vertagt.

7. Treffen (Dauer: 60 Minuten)

Frau H. wartet wieder auf ihrem Balkon, ruft freudig nach Freya und begrüßt sie an der Wohnungstür. Da das Wetter gut ist, wird beschlossen, einen Spaziergang zum nahe gelegenen Rheinufer zu machen. Während des Spaziergangs schaut Frau H. immer wieder nach Freya. Am Rheinufer angekommen, lässt Frau G. Freya von der Leine. Frau H. beobachtet die Hündin mit sichtlicher Freude beim freien Spiel. Aufgrund ihrer eingeschränkten Mobilität setzt sich Frau H. auf eine Bank. Währenddessen fordert Frau G. Freya zum Spielen auf, indem sie eine Frisbee-Scheibe wirft. Frau H. beobachtet das Spiel mit großer Begeisterung. Nach einigen Würfen bringt Freya die Frisbee-Scheibe, legt sie vor Frau H. ab,

geht einige Schritte zurück und fordert sie so zum Spielen auf. Frau H. reagiert lachend: „Das kann ich doch nicht, Freya.“ Frau G. versucht ermutigend auf sie einzuwirken und gibt ihr die Scheibe in die Hand. Frau H. versucht einen zaghaften Wurf. Freya reagiert sofort und bringt die Scheibe zurück. Frau H. steht nun auf und hebt die Scheibe selbst auf, was ihr sichtlich Mühe bereitet. Sie wirft die Scheibe nun mit mehr Sicherheit weg, beobachtet dabei begeistert, wie Freya die Scheibe fängt und lobt sie, als sie diese zurückbringt. Es folgen noch einige Wiederholungen, bevor Frau H. das Spiel etwas erschöpft, aber lachend beendet. Nachdem der Spaziergang beendet ist, gibt Frau H. der Hündin noch zum Abschied mit sichtlicher Freude das verabredete Leckerchen.

8. Treffen (Dauer: 60 Minuten)

Frau H. wartet bereits an der unteren Haustür auf Frau G. und Freya in der Erwartung eines weiteren Spaziergangs. Sie begrüßt die Hündin lächelnd mit einem liebevollen Streicheln über den Rücken und erwähnt, dass sie sich schon den ganzen Morgen auf den Spaziergang gefreut habe. Am Rheinufer treffen sie eine Mutter mit drei Kindern, die fragen, ob sie Freya streicheln dürften. Während die Kinder sich mit Freya beschäftigen, beginnt die Mutter mit Frau H. eine Unterhaltung. Sie merkt an, dass sich die Kinder schon länger einen Hund wünschen würden. Frau H. berichtet der Mutter daraufhin von ihren eigenen Kindheitserinnerungen an ihren Hund und betont, wie wichtig Tiere für Kinder seien. Nachdem die Mutter sich verabschiedet hat, blicken Frau G. und Frau H. noch einmal auf die vergangenen Treffen zurück. Frau H. fragt, ob Freya bei den nächsten Terminen im Rahmen des Betreuten Wohnens wieder dabei sein dürfe, da sie doch ein so liebes Tier sei. Wieder in der Wohnung angekommen, gibt Frau H. Freya zum Abschied wieder ein Leckerchen. Als Frau G. mit Freya ins Auto steigt, steht Frau H. auf ihrem Balkon und winkt ihnen nach.

Nachbereitungstreffen

In einem abschließenden Treffen äußert sich Frau H. durchweg positiv über die vergangene tiergestützte Begleitung. Die ersten Treffen als Vorbereitung zum Umgang mit der Hündin habe sie als lehrreich empfunden, und die Treffen mit Freya hätten ihr große Freude bereitet. Sie berichtet lebhaft, dass sie auch ihren Freundinnen von den Besuchen mit Freya erzählt und bei diesen das Interesse

an ähnlichen Erfahrungen geweckt habe. Sie äußert wiederholt den Wunsch, weitere Spaziergänge mit Freya zu machen, die sie bei früheren Angeboten ohne Hund gemieden hätte.

5.2.1.3. Evaluation des Hundekontaktes

In dieser verhältnismäßig kurzen Zeit des Hundebesuchs lassen sich bei Frau H. zahlreiche positive Veränderungen feststellen, insbesondere unter Berücksichtigung ihrer aktuellen dauerhaften Symptomatik wie beispielsweise der Beeinträchtigung ihrer Merkfähigkeit und ihrer Mobilität, ihrer Antriebslosigkeit sowie ihrer sozialen Ängste. Die positiven Wirkungen sollen im Folgenden näher untersucht werden. Zur besseren Orientierung werden dabei die in Kapitel 3 dargestellten Kriterien der positiven Wirkungen auf physiologischer, psychischer und sozialer Ebene zu Grunde gelegt.

Wirkungsgefüge auf physiologischer Ebene

Frau H. kann durch den regelmäßigen Hundekontakt zunehmend ihre eingeschränkten motorischen Fähigkeiten trainieren und fördern. Durch die Spaziergänge mit Freya ist sie gezwungen, sich über längere Strecken zu bewegen und so ihren Körper zu mobilisieren. Insbesondere beim siebten Treffen ist sie gefordert, mit Freya zu spielen. Während Frau H. auf einer Bank sitzt, legt die Hündin eine Fresbee-Scheibe vor ihr ab in der Erwartung, dass Frau H. diese wegwirft. Die Hündin hat hierbei auffordernden Charakter. Während Frau H. sich zu Beginn körperlich gar nicht in der Lage fühlt, mit Freya zu spielen, versucht sie es trotzdem. Sie steht letztendlich selbständig von der Bank auf, was ihr sichtlich Mühe bereitet und wirft einige Male die Fresbee-Scheibe. Die sichtliche Freude am Spiel mit Freya ist ihr jedoch wichtiger als die körperliche Mühe, die sie dabei empfindet. Die körperliche Bewegung und Aktivierung hat somit positive Auswirkungen auf das Gesundheitsverhalten von Frau H.

Die Regelmäßigkeit des Umgangs mit Freya zeigt ebenfalls positive Wirkungen. Durch die regelmäßigen Besuche ist sie gezwungen, sich vorzubereiten. Sie muss eine Schüssel mit Wasser bereitstellen, die Hündin begrüßen und immer

wieder streicheln. Dazu muss sie sich vermutlich bücken, was wiederum zu körperlicher Aktivität beiträgt.

Wirkungsgefüge auf psychischer Ebene

Durch die gedankliche Beschäftigung mit dem Hundebesuch werden bei Frau H. zudem die geistigen Fähigkeiten trainiert. Durch die immer wiederkehrenden Gespräche mit Frau G. werden mit ihr wichtige Themen beispielsweise über Verhaltensweisen beim Füttern von Freya oder allgemeine Körpersignale der Hündin besprochen. Bei den Gesprächen muss Frau H. thematisch aufmerksam bleiben und sich konzentrieren. In Bezug auf die Vereinbarung, Freya keine Schüssel mit Wurststückchen mehr hinzustellen, ist sie gefordert, sich Regeln zu merken und diese umzusetzen. Im Verlauf des Prozesses wird zudem deutlich, dass Frau H. neue Umgangsweisen mit der Hündin erlernt wie z. B. Begrüßungs- oder Belohnungsrituale.

Durch die Anwesenheit von Freya werden bei Frau H. Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend wachgerufen, von denen sie bei mehreren Treffen berichtet. Hier wird insbesondere ihre Gefühlsebene angesprochen, die von Rothacker in seiner Theorie der Schichtenlehre der Person als ‚emotionale-‘, bzw. ‚Es-Schicht‘ bezeichnet wird (vgl. Kap. 2.3.3.). Frau H. bekommt durch diesen emotionalen Zugang zur Vergangenheit die Möglichkeit, ihre Biografie weiter aufzuarbeiten (vgl. 6. Treffen).

Zu Beginn der Hundebesuche reagiert Frau H. eher verhalten und vorsichtig auf Freya, sie beobachtet die Hündin, hält jedoch eine sichere Distanz zu ihr. Begrüßung und Abschied gestalten sich ohne Körperkontakt. (vgl. 1. Treffen). Im weiteren Verlauf gewinnt Frau H. zunehmend an Vertrauen. Schon beim 2. Treffen streichelt Frau H. der Hündin zur Begrüßung über den Kopf und spricht zu ihr. Bei den folgenden Treffen intensiviert sich der Körperkontakt zwischen beiden, wobei Frau H. der Hündin bei der Begrüßung des 4. Treffens auch über den Rücken streichelt. Initiiert wird dieses Zutrauen durch das freudige und ruhige Wesen von Freya. Die Hündin wendet sich Frau H. ebenfalls bei jeder Begrüßung freudig und schwanzwedelnd zu und vermittelt ihr ein Gefühl der

Bestätigung und des Angenommenwerdens (vgl. Kap. 2.2.1.). Während Frau H. beim 3. Treffen noch an Freyas Zuneigung ihr gegenüber zweifelt („*Meinen Sie, dass Freya mich mag?*“), so zeigt sie diesbezüglich bei den darauf folgenden Treffen keine Unsicherheiten mehr. Im Sinne von Otterstedt wird Freya für Frau H. zum DU (vgl. Kap. 2.2.2.). Dies wird auch durch die Begrüßung beim 4. Treffen deutlich („*Freya, du Liebe, bist du wieder da?*“). Durch das wachsende Vertrauen zu Freya kann Frau H. sich zunehmend öffnen, wobei dieser Prozess von ihr ein hohes Maß an Kommunikation erfordert. Zum einen tritt sie sowohl auf analoger als auch auf digitaler Ebene mit Freya in Interaktion und bringt sichtlich ihre Freude darüber zum Ausdruck, zum anderen ermöglicht ihr dieser Kontakt, Frau G. von ihrer Vergangenheit zu berichten.

Freya sorgt bei Frau H. durch ihre Anwesenheit immer wieder für ein Gefühl der Freude. Vor jedem Besuch steht Frau H. bereits erwartungsvoll und voller Vorfreude auf ihrem Balkon oder an der Haustür, um die Hündin zu begrüßen. Das Gefühl der Zuwendung, des Angenommenwerdens und der bedingungslosen Akzeptanz wirkt sich somit durchaus positiv auf das emotionale Wohlbefinden von Frau H. aus. Symptome der Antriebslosigkeit, wie sie im Fall beschrieben werden, sind während der Hundebesuche nicht zu beobachten.

Zudem trägt der freudige Umgang mit der Hündin zur Stressreduktion bei. Die ruhige, ausgeglichene Art von Freya überträgt sich im Rahmen der Besuche auf Frau H. Schon der bloße Körperkontakt wirkt sich hierbei beruhigend auf sie aus („*Freya, du Liebe, bist du wieder da?*“ *Sie streichelt ihr dabei behutsam übers Fell*). Weiterhin bietet ihr die ruhige und ausgeglichene Situation im Beisein der Hündin einen Zugang zu ihren Erinnerungen. Hier findet Frau H. die nötige Ruhe, sich mit ihrer Vergangenheit zu beschäftigen.

Freya vermittelt Frau H. durch ihre Anwesenheit das Gefühl gebraucht zu werden. Sie ist gefordert, Vorbereitungen zu treffen wie beispielsweise vor jedem Besuch eine Schale mit Wasser bereitzustellen. Sie trifft gemeinsam mit Frau G. Vereinbarungen darüber, ob und in welcher Form Freya ein Leckerchen bekommt, muss auf diese Weise Entscheidungen treffen und Verantwortung für die Hündin übernehmen. Auch bei den gemeinsamen Spaziergängen schaut Frau

H. immer wieder verantwortungsvoll nach Freya (vgl. 7. Treffen). Das Wissen darum, gebraucht zu werden und Verantwortung übernehmen zu müssen, wirkt sich positiv auf das Selbstwertgefühl von Frau H. aus.

Frau H. äußert, nachdem sich eine Vertrauensbasis zu Freya entwickelt hat, trotz ihrer sozialen Ängste den Wunsch, nach draußen zu gehen und mit der Hündin einen Spaziergang zu machen (vgl. 6. Treffen). Freya vermittelt ihr offensichtlich ein Gefühl der Geborgenheit und der Sicherheit, so dass sie sich psychisch dazu in der Lage fühlt, gemeinsam mit der Hündin auch in der Öffentlichkeit zu agieren.

Wirkungsgefüge auf sozialer Ebene

Frau H. berichtet zwar von einigen Freundinnen, denen sie voller Freude von den Hundebesuchen erzählt, jedoch scheint sie durch ihre sozialen Ängste nur wenige Kontakte zu anderen Menschen zu pflegen. Zumindest liegt die Vermutung nah, dass sie Schwierigkeiten beim Aufbau und Aushalten von sozialen Kontakten hat. Freya bietet in dieser Situation eine verlässliche Alternative zu menschlichen Kontakten. Bei vielen Treffen wartet Frau H. bereits voller Freude und Erwartung auf die Ankunft der Hündin und erwähnt beispielsweise sogar beim 8. Treffen, dass sie sich schon den ganzen Morgen auf den Spaziergang gefreut habe. Bei diesem Beispiel wird deutlich, dass die Besuche von Freya für Frau H. eine besondere Bedeutung haben und das Fehlen zwischenmenschlicher Kontakte teilweise kompensieren, wodurch eventuell auftauchenden Gefühlen von Einsamkeit und Isolation entgegengewirkt werden kann.

Bei einem der Spaziergänge kommt es zu einer Unterhaltung zwischen Frau H. und einer ihr unbekanntem Mutter mit drei Kindern, die sie zufällig treffen. Anknüpfungspunkt für die Kontaktaufnahme ist Freya. Sie dient in diesem Sinne als ‚sozialer Katalysator‘ (vgl. Kap. 2.5.). Durch die Hündin entwickelt sich ein Gespräch darüber, dass die Kinder der Mutter sich schon lange einen Hund wünschen würden. Frau H. kann in dieser Situation von ihren eigenen Erfahrungen mit einem Hund berichten. Durch den Kontaktaufbau über Freya können die sozialen Ängste von Frau H. überwunden werden, so dass sich die Kontaktaufnahme für sie leichter gestaltet. Die anfänglich angstfreie Interaktion

zwischen Frau H. und der Hündin, die hauptsächlich geprägt ist durch nonverbale Kommunikationselemente auf der Beziehungsebene und bei der die Fähigkeit zur emotionalen Intelligenz trainiert werden konnte, wird in dieser Situation auf den Kontakt mit der Mutter übertragen.

Auch bei ihren Freundinnen berichtet Frau H. lebhaft von den Hundekontakten. Freya bietet hier die Möglichkeit, vorhandene soziale Kontakte zu fördern und aktiv zu gestalten. Sie bekommt durch die Erfahrungen mit der Hündin die Möglichkeit, von ihren Erlebnissen zu erzählen. Die ansonsten ängstliche Frau H. kann somit durch ihr Wissen und Informationsvermittlung ein Gesprächsthema lenken und damit ihr Selbstwertgefühl zumindest für den Moment steigern.

Im vorliegenden Fallbeispiel zeigt sich, dass Frau H. durch die regelmäßige Interaktion mit Freya eine Beziehung zu der Hündin aufbauen kann, die geprägt ist durch Vertrauen und Zuneigung. Durch die regelmäßigen Besuche gelingt es Frau H., die Symptomatik ihrer psychischen Erkrankung zumindest über den Zeitraum des Hundekontaktes zu reduzieren. Sie wird dazu angeregt, für und mit der Hündin aktiv zu werden. Es müssen Vorbereitungen für die jeweiligen Treffen getroffen werden und auch während der Begegnungen mit Freya fühlt sie sich dazu motiviert, sich aktiv mit der Hündin zu beschäftigen. Auf diese Weise überwindet Frau H. zumindest zeitweilig die Symptome ihrer Antriebslosigkeit. Zudem wird sie über die Beziehung zu Freya darin unterstützt, den Kontakt zu anderen Menschen wieder vermehrt zuzulassen und kann so ihre sozialen Ängste reduzieren bzw. lernen, besser mit ihnen umzugehen. Auch in den Bereichen der Motorik, der Mobilität und der Merkfähigkeit, die bei Frau H. als zusätzliche Alterserscheinungen die Lebensqualität beeinträchtigen, lassen sich positive Veränderungen durch den regelmäßigen Hundekontakt feststellen. Durch die zeitweilige Agilität der Hündin, beispielsweise beim gemeinsamen Spaziergang, wird sie ebenfalls zu körperlicher Aktivität angeregt und zudem durch die gedankliche Vorbereitung auf die Hundebesuche auch kognitiv stark gefordert. Nicht zuletzt wirken sich die Erfahrungen von Frau H. in der Interaktion mit Freya positiv auf ihre Stimmung aus. Sie zeigt große Freude im Umgang mit der Hündin und kann dadurch ihr emotionales Wohlbefinden steigern.

Der therapeutische Einsatz von Freya wirkt sich demnach durchaus positiv auf die Symptomatik der psychischen Erkrankung von Frau H. aus, so dass die Hündin einen unterstützenden Beitrag dazu leistet, persönliche und soziale Gesundheitsressourcen zu reaktivieren und zu stärken. Auf diese Weise kann Frau H. zu einem besseren Umgang mit ihrer psychischen Erkrankung gelangen bzw. diese ein Stück weit reduzieren und so ihre Lebensqualität maßgeblich verbessern. Im Ergebnis lassen sich bei Frau H. somit durchaus positive Wirkungen im Sinne des Konzeptes der Gesundheitsförderung beobachten.

5.2.2. Fallbeispiel Frau W. (hirnorganisches Psychosyndrom, Depression)

Frau W., 78 Jahre alt, lebt im Seniorenstift St. Laurentius in Essen-Steele. In dem Altenpflegeheim werden insgesamt 103 Bewohner betreut und umsorgt. Die Sozialpädagogin Karin Scharf ist Mitarbeiterin des Sozialen Dienstes im Seniorenstift und wird seit 2003 regelmäßig von ihrer Hündin ‚Paula‘ (Dackel-Mix) zur Arbeit begleitet (vgl. Beyer et al., 2007: 64). Im Rahmen einer Projektplanung wird vereinbart, Paula bei Frau W. zielgerichtet für einen Zeitraum von vier Wochen einzusetzen. Als Ziele werden die Bereiche ‚Kommunizieren können‘ sowie ‚Ruhem, schlafen und sich entspannen können‘ formuliert. Somit ist das Projekt dem Rahmen der tiergestützten Therapie zuzuordnen, bei dem Paula als Therapiebegleithund eingesetzt wird (siehe Kap. 4.2.3. i. V. m. Kap. 4.3.3.). Die folgende Fallanalyse geht jedoch nicht nur auf die ausgewiesenen Ziele ein, sondern auch auf weitere positive Wirkungen des Hundekontaktes, die in der Fallbeschreibung von Karin Scharf deutlich werden. Die folgenden Angaben beziehen sich auf die dokumentierten Beobachtungen und Erfahrungen von Karin Scharf, die sie als Aufsatz im ‚Kuratorium Deutsche Altershilfe‘ veröffentlicht hat.

5.2.2.1. Biografie

Die 78-jährige Frau W. lebt seit November 2003 im Seniorenstift St. Laurentius. Bis zu dieser Zeit wurde sie von ihrer Tochter betreut. Seit dem Einzug wird sie von ihrer Tochter fast täglich besucht. Frau W. hat die Pflegestufe II und bei ihr wurden ein hirnorganisches Psychosyndrom sowie eine Depression diagnostiziert. Ihre Orientierungen zu Zeit, Ort und Situation sind beeinträchtigt.

Während Frau W. früher großen Wert auf ihr Äußeres legte, ist es ihr heute gleichgültig, was sie anzieht.

Frau W. lebt im Seniorenstift sehr zurückgezogen. Sie hat keinerlei Kontakte zu den Mitbewohnern und hält sich auch nicht gerne in Räumen auf, in denen sich viele Menschen befinden. Sie nimmt andere Menschen zwar wahr, tritt jedoch von sich aus nicht mit ihnen in Kontakt. Auf Ansprache von anderen jedoch reagiert sie meist sehr freundlich, selten ist ihre Antwort ungehalten.

Oftmals führt Frau W. Handlungen aus, deren Sinn für andere nicht nachvollziehbar ist. So kommt sie z.B. mit einem Glas Wasser aus dem Tagesraum, schüttet es gegen die Flurwand und ist erbost, wenn ihr ein Mitarbeiter sagt, dass sie das Wasser ins Spülbecken und nicht gegen die Wand schütten soll.

Frau W. hat einen ausgeprägten Bewegungsdrang. Sie läuft oft durch den gesamten Wohnbereich und betritt auch die Zimmer von anderen Mitbewohnern. Dort nimmt sie zum Teil Gegenstände mit, die sie als ihr Eigentum betrachtet, so dass sich die Mitbewohner durch sie belästigt fühlen. Schicken sie Frau W. aus dem Zimmer, so kommt es oft zum Streit, weil Frau W. nicht einsieht, dass sie sich in einem fremden Zimmer befindet. Mitunter wird sie dann auch handgreiflich, so dass die Mitbewohner Ängste ihr gegenüber äußern.

Die verbale Kommunikation von Frau W. ist beeinträchtigt. Sie hat häufig Wortfindungsstörungen. Sie kann zwar deutlich auf Fragen antworten, gibt aber nicht immer sinnvolle Antworten. Sie spricht oft leise vor sich hin, oftmals in unzusammenhängenden, aneinandergereihten oder unvollständigen Sätzen wie beispielsweise: *„Ja, wo ist es, ach ja hier, aber das ist, nein, wo war das, das geht nicht, es ist, ach, ich weiß auch nicht.“* Fühlt sie sich von anderen Menschen nicht verstanden, reagiert sie mitunter ungehalten und schimpft.

Aus der weiteren Biografie ist bekannt, dass es bei Familie W. immer Hunde gab.

5.2.2.2. Dokumentation des Hundekontaktes

12. Mai 2004

Frau W. betritt morgens zum Frühstück den Speiseraum. Sie geht um einen großen Tisch herum und entdeckt Paula, die vor einer Tür zum Innenhof liegt. Sie geht vorsichtig lächelnd auf Paula zu, beugt sich zu ihr hinunter und spricht sie leise und liebevoll an. Sie streichelt Paula vorsichtig und spricht weiter mit ihr, wie man mit einem kleinen Kind spricht. Paula legt sich auf den Rücken und lässt sich streicheln. Nach etwa zwei Minuten wird Frau W. zum Frühstück gebeten und Paula in den Innenhof gelassen. Frau W. kommentiert das Geschehen und setzt sich an den Frühstückstisch.

Am Mittag befindet sich Paula mit Frau S. ebenfalls im Speiseraum. Frau W. kommt mit der Mitbewohnerin Frau L. hinzu. Während Frau L. stehen bleibt, setzt sich Frau W. auf einen Stuhl vor Paula. Die Hündin legt sich nun ebenfalls zu den Frauen. Frau W. beugt sich hinunter und beginnt auf dem Rücken von Paula mit zwei Fingern in Richtung Kopf zu wandern und spricht dabei den Kindervers: „*Geht ein Mann die Treppe rauf*“ (den Rücken entlang) „*klopft an*“ (tippt vorsichtig auf den Kopf) „*Wo ist der kleine Mann?*“ (tippt weiter auf den Kopf). Dabei lächelt sie, während Paula weiter bei ihr liegt. Danach wird die Hündin in den Innenhof gelassen.

17. Mai 2004

Frau S. betritt morgens den Speiseraum und lässt Paula in den Innenhof. Frau W., die bereits am Frühstückstisch sitzt, bemerkt dies und sagt: „*Da ist der Kleine ja*“. Als Paula wieder in den Speisesaal kommt, setzt sie sich zu Frau W. Frau S. holt ein paar Hundeleckerchen und legt sie Frau W. hin. Sie sagt: *Ja, für die Kleine*“, gibt sie ihr aber nicht. Erst nach direkter Aufforderung gibt sie der Hündin eines der Leckerchen. Da Paula das Leckerchen nicht mag, bekommt Frau W. für sie ein Stück Wurst. Frau W. sagt: „*Ja, ja*“, reagiert jedoch nicht weiter und widmet sich ihrem Frühstück. Erst nach Beendigung des Frühstücks möchte Frau W. der Hündin das Stück Wurst geben und wirft es ihr Stück für Stück hin.

18. Mai 2004

Am Morgen betritt Frau W. den Speiseraum, begrüßt Paula, die schon vor der Tür zum Innenhof liegt, und fragt sie, ob sie gut geschlafen habe. Sie spricht viel, aber sehr leise zu der Hündin und setzt sich währenddessen an den Frühstückstisch. Frau S. reicht ihr eine Dose mit Putenstückchen mit der Bemerkung, dass Frau W. Paula damit füttern könne. Paula setzt sich daraufhin neben Frau W. Frau S. bittet ein zweites Mal darum, Paula zu füttern. Frau W. nimmt einige Stücke Fleisch aus der Dose und zählt diese ab – vier Stück. *„Was soll ich jetzt damit?“* *„Die sind für Paula!“* *„Ach ja, für Paula – wohin soll ich damit?“* *„Sie können sie Paula geben!“* *„Ja, ja, Paula.“* Sie legt die Fleischstückchen auf den Teller. Frau S. gibt ihr ein Stückchen Fleisch in die Hand. *„Sie können es Paula geben, sie wartet schon darauf!“* *„Ach ja!“*, sagt Frau W. und wirft es Paula hin. Nach weiterer Aufforderung wirft sie der Hündin noch ein Stück Fleisch hin, bevor sie sich ihrem Frühstück widmet.

Gegen Mittag läuft Frau W. ratlos und suchend über den Flur, bevor Frau S. sie mit zum Eindecken in die Cafeteria mitnimmt. Nachdem sie etwa fünf Minuten mitgeholfen hat, setzt sie sich hin und beginnt, das Kaffeegeschirr neu zu ordnen. Als Paula vorbeikommt, lässt sie das Geschirr stehen, streichelt ihr den Kopf und spricht liebevoll zu ihr: *„Ei, du Feine, so eine Liebe, ei, ei.“*

21. Mai 2004

Am Vormittag sitzt Frau W. auf dem Flur gegenüber dem Dienstzimmer und klagt über ein ungutes Gefühl im Bauch. Frau S. setzt sich mit Paula dazu, füttert die Hündin mit einem Leckerchen und erwähnt dabei ihren Namen. Frau W sagt: *„Wo ist denn die Paula?“* und beugt sich zu ihr. *„So ein feines Leckerchen.“* Frau S. reicht ihr ein Leckerchen für Paula. Sie sagt: *„Ich nicht!“* Nach einer weiteren Aufforderung gibt sie der Hündin zwei Leckerchen. Danach steht sie auf und geht, ohne weiter über Leibschmerzen zu klagen.

24. Mai 2004

Frau W. sitzt am Morgen schlechtgelaunt beim Frühstück und schimpft über den Mann neben ihr. Ihre Ausrufe sind kurz, ihr Gesicht wirkt verschlossen. Paula kommt vorbei und schaut sie an. Frau W. reagiert noch unwirsch: *„Ja, da bist du ja wieder, aber ich habe nichts.“* Frau S. reicht ihr eine Scheibe Käse. Frau W.

antwortet kurz: „Ja, gib sie ihr!“ Frau W. wird deutlich gemacht, dass sie der Hündin den Käse selber geben soll. Das erste Stückchen, das Frau W. Paula zuwirft, fällt zu Boden. Das zweite Stückchen fängt Paula direkt aus der Luft. Frau W. lacht: „Hast du gesehen?“ Auch das nächste Stückchen fängt die Hündin wieder aus der Luft. Frau W. freut sich: „Ja, fein gemacht, gleich gibt es nichts mehr!“ Frau W. darf Paula noch weitere Käsestückchen zuwerfen und freut sich sichtlich darüber. Ihr Gesicht wirkt entspannter, als sie sich danach wieder ihrem Frühstück zuwendet.

26. Mai 2004

Als Frau W. am Morgen suchend zum Frühstück in den Speiseraum kommt, liegt Paula vor dem Ausgang zum Innenhof. Frau W. erblickt die Hündin, beugt sich zu ihr runter und streichelt ihr vorsichtig das Bein: „Na, komm du! Sind alle weggelaufen! Du kleiner Racker! Ei, ei, ei. Kommst du mit? Na, dann komm!“ Frau W. wirkt während des Gesprächs sehr entspannt und lächelt. Sie spricht mit Paula wie mit einem Kind. Wenig später geht Frau W. wieder an Paula vorbei. „Na, du kleiner Ströpkel!“ Als Frau W. am Tisch sitzt, lockt sie Paula zu sich: „Nun komm doch auch, nun komm doch schon! Nun komm doch mal!“ Die Hündin legt sich hinter den Stuhl von Frau H. Diese folgt ihr mit dem Blick und dreht sich zu ihr hin: „Ach, du bist müde!“ Als Paula sich etwas später an die Tür zum Innenhof legt, reagiert Frau H.: „Was machst du denn da? Sind alle weggelaufen! Willst du raus? Das geht doch nicht!“ Während des Frühstücks kommt Paula zu Frau W. an den Tisch, die sich mit ihr weiter unterhält: „Da, jetzt bist du doch gekommen, du Racker, du Racker, du Racker! Ei, ei, ei, ei, ei! Ist schön, ne? Du Racker, du Racker! Jetzt musst du das machen! Willst du mitkommen, sag mal? Dann komm!“ Sie sagt weiterhin: „Ich weiß auch nicht, wo ich bin!“ Paula bleibt die ganze Zeit bei ihr liegen und lässt sich streicheln.

27. Mai 2004

Gegen Mittag ist Frau S. mit einer Bewohnerin im Garten, um Blumen für die Tische zu holen. Paula ist dabei. Frau W. ist ebenfalls draußen und beobachtet, wie die Hündin durch die Blumenbeete geht: „Da geht sie mitten durch. Guck dir das an. Mitten durch.“ Als alle wieder ins Haus gehen, läuft Paula vorne weg.

Frau W. läuft hinter ihr her: „*Hopp, hopp, hopp, hopp, du Räuber, du Räuber, du Räuber, sch, sch, sch, sch, sch!*“ Sie lacht dabei.

28. Mai 2004

Paula kommt morgens in den Speiseraum und geht direkt zur Tür zum Innenhof. Frau W. sitzt bereits am Tisch und beobachtet die Hündin aufmerksam. Sie spricht dabei leise und lockend: *Guten Morgen, guten Morgen, guten Morgen!*“ Frau S. reicht ihr ein Leckerchen mit der Aufforderung, es Paula zu geben. Sie gibt es ihr. Das nächste Leckerchen hält Frau W. der Hündin vor die Nase, lässt es dann um ihren Kopf kreisen. Paula folgt der Hand von Frau W. mit den Augen und mit dem Kopf. Frau W. lächelt und gibt ihr das Leckerchen. Beim nächsten Leckerchen macht Frau W. das gleiche, diesmal aber noch höher. Paula setzt sich auf ihre Hinterbeine, um daran zu kommen. Frau W. lacht herzlich: *„Du bist ja ein Lämmelchen! Willst das haben?“* Dann wirft sie Paula das Leckerchen zu. Später geht Paula in den Innenhof, während Frau W. sie dabei aufmerksam beobachtet. Dabei lächelt sie in Paulas Richtung. Als Paula an der Tür sitzt, um rein gelassen zu werden, beobachtet Frau W. die ganze Zeit, was die Hündin macht. Dabei bückt sie sich auch leicht unter den Tisch, um Paula nicht aus den Augen zu verlieren und kommentiert leise alles, was die Hündin macht.

1. Juni 2004

Frau W. sitzt auf dem Flur. Frau S. kommt mit Paula dazu. Kurz darauf klagt Frau W. über Leibschmerzen. Sie sieht Paula an: *„Pass du schön auf.“* Eine Mitbewohnerin kommt vorbei und streichelt die Hündin. Frau W. spricht leise vor sich hin: *„Lass dir das nicht gefallen.“* Die Mitbewohnerin geht wieder weg. Frau W. sagt leise: *„Wie lange dauert das denn noch?“* Paula setzt sich neben Frau W. *„Du passt schön auf, ja, du passt schön auf! Das sind die Kleinen (lächelt Paula an), hm, dass sich die Kleine, pass du schön auf! Ich hau ab, flöt wat auf die Kleinen.“* Danach bleibt sie sitzen und sieht Paula eine Weile an.

4. Juni 2004

Frau W. läuft ziellos über den Flur, als sie Paula in einem Tagungsraum entdeckt, geradewegs auf sie zugeht und sich zu ihr hinunter bückt: *„Ja, da bist du ja wieder, fein, fein.“* Sie streichelt die Hündin mit der Hand über den Kopf bis zum

Nacken, dann mit dem Zeigefinger an den Ohren entlang. Frau S. reicht Frau W. daraufhin ein Leckerchen mit der Aufforderung zum Füttern. Diese wirft Paula das Leckerchen hin: *„Ja, für Paula! Das möchtest du jetzt haben, ja hier!“* Nach einem weiteren Leckerchen legt Paula sich hin und sieht weiter zu Frau W. Diese beugt sich zu ihr und streichelt ihr über den Kopf: *„Jetzt willst du schlafen.“* Auf Aufforderung wirft sie Paula ein weiteres Leckerchen so zu, dass diese es fängt. *„So, jetzt ist alle!“* Frau W. zeigt ihre leeren Hände.

11. Juni 2004

Frau W. wird auf dem Flur von einer Pflegemitarbeiterin auf Paula aufmerksam gemacht. Diese geht sofort zu Paula, beugt sich zu ihr hinunter und redet liebevoll auf sie ein. Frau S. gibt Frau W. daraufhin drei Leckerchen zum Füttern. Eines gibt Frau W. der Hündin sofort, mit dem nächsten lockt sie Paula zu einer Bank und setzt sich. Paula setzt sich vor sie. Frau W. steht wieder auf und schlenkert den Arm mit dem Leckerchen vor der Hündin hin und her und kommentiert dabei, wie Paula ihrer Hand folgt. Sie lacht und freut sich darüber, mit Paula Schabernack zu treiben. Dann wirft sie ihr die Leckerchen hin.

5.2.2.3. Evaluation des Hundekontaktes

Im vorliegenden Fall von Frau W. ist von einem Subtyp einer Demenz auszugehen, bei dem aufgrund der Symptomatik vorrangig Fähigkeiten im kognitiven Bereich betroffen sind wie beispielsweise Störungen der Sprache, der Orientierung oder der Handlungsabläufe. Demnach sind höhere oder jüngere Regionen des Gehirns beeinträchtigt, in denen bewusste und kontrollierende Prozesse ablaufen, während die wesentlich älteren tieferen Schichten des Gehirns weitestgehend funktionsfähig sein können. Im Sinne von Rothacker können die tiefer gelegenen Schichten des Gehirns, die unter anderem für Emotionen verantwortlich sind, auf denen sich aber auch ein bedeutender Bereich der Kommunikation – der evolutionsgeschichtlich wesentlich ältere analoge Anteil – befindet, auch ohne Beteiligung der höheren Schichten ablaufen (vgl. Kap. 2.3.3.). Nach Olbrich laufen auf diesen tiefer gelegenen Schichten nun insbesondere Prozesse emotionaler Verbundenheit mit anderen Lebewesen und demnach auch mit Tieren ab. Demnach wird in den Interaktions- und

Kommunikationsprozessen zwischen Tieren und demenziell erkrankten Menschen vorwiegend die Gefühlsebene angesprochen, was einen therapeutischen Einsatz von Tieren bei Menschen mit Demenz besonders wertvoll macht. Inwieweit die Hündin Paula dazu in der Lage ist, in der Interaktion mit Frau W. eine gesundheitsfördernde positive Wirkung bei ihr zu erzielen, soll im Folgenden untersucht werden. Zur besseren Orientierung werden dabei ebenfalls die in Kap. 3 dargestellten Kriterien der positiven Wirkungen auf physiologischer, psychischer und sozialer Ebene zu Grunde gelegt.

Wirkungsgefüge auf physiologischer Ebene

Obwohl Frau W. einen ausgeprägten Bewegungsdrang hat, wirken sich die Kontakte mit Paula auf physiologischer Ebene dennoch positiv aus. Durch die immer wiederkehrende Interaktion mit der Hündin ist Frau W. gezwungen, Bewegungen auszuführen, die sie ansonsten eventuell nicht ausführen würde. Beim Streicheln oder Füttern von Paula muss sie sich beispielsweise meist zu ihr hinunter beugen (vgl. 12. Mai 2004) oder sie muss der Hündin mit dem Blick folgen und sich zu ihr hindrehen (vgl. 26. Mai 2004). Insbesondere im hohen Alter können sich solche Bewegungen präventiv auf den Gesundheitszustand auswirken und so Krankheiten des Bewegungsapparates vorbeugen.

Wirkungsgefüge auf psychischer Ebene

Von sich aus tritt Frau W. kaum mit ihren Mitbewohnern oder dem Pflegepersonal in Kontakt. Zudem erschweren ihr ihre Wortfindungsstörungen die Kommunikation. Es ist zu vermuten, dass sie deshalb mitunter ungehalten reagiert und schimpft, wenn sie sich von anderen Menschen nicht verstanden fühlt (vgl. Biografie). Durch Paula fühlt sie sich jedoch so angenommen, wie sie ist, ohne eine negative Reaktion von der Hündin befürchten zu müssen. So nutzt Frau W. in ihren Begegnungen mit Paula immer wieder die Möglichkeit, mit ihr verbal in Kontakt zu treten oder aber leise mit sich selbst über die Hündin zu sprechen. Dass das Gesprochene nicht immer einen Sinn ergibt, stört die Hündin nicht. Sie vermittelt Frau W. trotzdem das Gefühl der Zuwendung und der Akzeptanz. Auf diese Weise kann Frau W. ihre kommunikativen Fähigkeiten nach

ihren Möglichkeiten anwenden und trainieren, so dass sie diese erhalten kann, so gut und so lange es geht.

Die regelmäßigen Kontakte zu Paula vermitteln Frau W. ein Gefühl der Aufmunterung und der Freude. Insbesondere bei niedergeschlagener Stimmung (eventuell hervorgerufen durch ihre Depression) kann die Hündin dazu beitragen, dass sich ihre Laune bessert. Während Frau W. am 24. Mai 2004 morgens noch schlechtgelaunt beim Frühstück sitzt und über ihren Tischnachbarn schimpft, freut sie sich kurz darauf über Paula, während sie die Hündin füttert (...*Das zweite Stückchen fängt Paula direkt aus der Luft. Frau W. lacht: „Hast du gesehen?“ Auch das nächste Stückchen fängt die Hündin wieder aus der Luft. Frau W. freut sich: „Ja, fein gemacht, gleich gibt es nichts mehr!“*). Nach dieser Begegnung mit Paula wirkt Frau W. wesentlich entspannter (vgl. 24. Mai 2004). In dieser Situation mag die Hündin auch dafür gesorgt haben, dass Frau W. ein wenig Ablenkung von ihrem Tischnachbarn bekommt und so auf andere Gedanken kommen kann. Auch in anderen Situationen sind die Begegnungen mit Paula immer wieder mit einem Gefühl der Freude verbunden, was sich in der Konsequenz positiv auf das emotionale Wohlbefinden von Frau W. auswirkt.

Paula sorgt in bestimmten Situationen für Ablenkung, was sich Stress mindernd auf Frau W. auswirken kann. Mehrmals klagt sie über Leibschmerzen, durch die Begegnung und die Beschäftigung mit Paula jedoch kann sie diese offensichtlich überwinden (vgl. 21. Mai 2004).

Durch ihren ausgeprägten Bewegungsdrang irrt Frau W. oftmals ziellos durch die Räume (vgl. 18. Mai 2004). Paula wirkt auf sie in solchen Situationen beruhigend. Wenn sie die Hündin erblickt, geht sie geradewegs auf sie zu und nimmt Kontakt mit ihr auf (vgl. 4. Juni 2004). In einer weiteren Situation wird Frau W. auf dem Flur von einer Pflegemitarbeiterin auf Paula aufmerksam gemacht. Daraufhin nimmt sie liebevoll Kontakt zu der Hündin auf, lockt sie zu einer Bank und setzt sich (vgl. 11. Juni 2004). Zum einen unterbricht diese Begegnung den Bewegungsdrang von Frau W., so dass sie körperlich zur Ruhe kommen kann, zum anderen hat sie von einer Sekunde zur anderen ein Ziel vor Augen, dem sie sich widmen kann.

Wirkungsgefüge auf sozialer Ebene

Frau W. lebt im Seniorenstift sehr zurückgezogen und hat keinerlei Kontakte zu den Mitbewohnern. Paula bietet ihr eine Alternative zu menschlichen Kontakten, so dass sie in ihrer Funktion den Gefühlen von Einsamkeit und Isolation entgegenwirken kann. Durch den regelmäßigen Kontakt kann Frau W. eine Beziehung zu der Hündin aufbauen. Während sie bei den ersten Begegnungen noch sehr verhalten auf Paula reagiert, wird im weiteren Verlauf ihre Freude immer deutlicher. Zudem ist Paula oftmals Gesprächsthema zwischen Frau W. und Frau S., wenn es beispielsweise darum geht, die Hündin zu füttern und Frau S. Anleitung geben muss (vgl. 18. Mai 2004).

In diesem Fallbeispiel zeigt sich, dass die Anwesenheit von Paula der sozialen Isolation von Frau W. ein Stück weit entgegen wirken kann. Die Tatsache, dass sie von der Hündin uneingeschränkt angenommen wird, führt dazu, dass Frau W. zunehmend den Kontakt zu Paula sucht. Die Hündin ersetzt somit den fehlenden Kontakt zu anderen Mitbewohnern. Zudem versucht Frau W. auch auf digitaler Ebene mit Paula zu kommunizieren. Dies kann dazu beitragen, dass die noch vorhandenen verbalen Kommunikationsfähigkeiten möglichst lange erhalten bleiben. Eine weitere wesentliche positive Wirkung zeigt sich in der affektiven Stimmungsaufhellung von Frau W. Während der Hundkontakte wirkt sie wesentlich entspannter und fröhlicher, was sich wiederum positiv auf ihr emotionales Wohlbefinden auszuwirken scheint.

In der besonderen Situation von Frau W. mit einer demenziellen Erkrankung, die mit der Zeit unweigerlich fortschreitet, lässt sich durch die positive Wirkung der Hündin dennoch ein gesundheitsfördernder Effekt feststellen, indem die noch vorhandenen Ressourcen möglichst lange mobilisiert werden.

Die vorliegenden Fallbeispiele verdeutlichen auf exemplarische Weise, dass der therapeutische Einsatz des Hundes nicht nur eine positive Wirkung auf Menschen mit einer psychischen Erkrankung hat, sondern dass die Wirkung vielmehr zu deren Gesundheitsförderung beitragen kann. Insbesondere im psychosozialen Bereich, der neben der biologischen Komponente heute maßgeblich zur

Erklärung psychischer Erkrankungen herangezogen wird, kann die Beziehung zu einem Hund erstaunliche gesundheitsfördernde Effekte erzielen. Dabei werden durch die therapeutische Wirkung natürliche persönliche und soziale Ressourcen des Menschen, die im Zusammenhang mit der psychischen Erkrankung geschwächt zu sein scheinen, wieder gestärkt und reaktiviert, um ihn so bei der Steigerung seines emotionalen Wohlbefindens sowie weiterer geschwächter Kompetenzen auf psychischer und sozialer Ebene zu unterstützen.

6. Schlussbetrachtung

Die in der vorliegenden Arbeit dargestellte tiefe archaische Verbundenheit zwischen Mensch und Tier hat eine lange Tradition, wobei Anteile des Unbewussten in den stammesgeschichtlich älteren und tieferen Schichten des Nervensystems des Menschen eine besondere Bedeutung für die enge Verbundenheit zu haben scheinen. Auch der Aspekt der Kommunikation zwischen Mensch und Tier, die hauptsächlich auf der analogen Beziehungsebene stattfindet, scheint die enge Bindung zu unterstützen. So wird das Tier in heutiger Zeit keineswegs mehr nur als Nutztier angesehen, sondern hat sich als emotionaler Partner einen Platz neben dem Menschen geschaffen. Dabei kann das Tier beim Menschen einen heilenden Prozess auslösen, da die freie und unvoreingenommene Begegnung mit dem Tier die körperlichen, seelischen und sozialen Kräfte des Menschen fördern und so zu seiner ganzheitlichen Entwicklung beitragen kann. Insbesondere der Hund steht dem Menschen durch seine speziellen Eigenschaften in besonderer Weise als Partner zur Seite. Ihm wird die Fähigkeit der bedingungslosen Unterwerfung und Treue zugesprochen, wodurch er unbefangen und unvoreingenommen agiert und den Menschen so annimmt, wie er ist. Zudem findet zwischen Mensch und Hund eine besonders intensive Form der Kommunikation statt. Er übernimmt in spezieller Weise Verantwortung für den Menschen und kann ihn in vielen Alltagssituationen auch in der Öffentlichkeit begleiten.

So kann die freie Begegnung mit dem Tier im Allgemeinen und dem Hund im Speziellen im Sinne des heilenden Prozesses nach Otterstedt positive Wirkungen

beim Menschen auf physischer, psychischer und sozialer Ebene haben. Dem Menschen wird das Gefühl vermittelt, gebraucht zu werden. Dabei muss er auf der einen Seite Verantwortung übernehmen und geistig sowie körperlich aktiv werden. Diese Aufgabe und das Gefühl der Verantwortung können sich dabei positiv auf das Selbstwertgefühl und das Selbstbewusstsein des Menschen auswirken. Auf der anderen Seite erhält er jedoch auch das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit. Somit kann der Hund zur Reduktion von Ängsten beitragen, in schwierigen Situationen für Ablenkung sorgen und Trost spenden. Er vermittelt aber auch ein tiefes Gefühl der Freude und kann somit depressiven Verstimmungen vorbeugen. Nicht zuletzt kann der Hund durch seinen erweiterten Aktionsradius dem Gefühl von Einsamkeit und Isolation entgegenwirken. Diese positiven Wirkungen erfassen den Menschen in seiner Ganzheitlichkeit und tragen maßgeblich zur Verbesserung seines emotionalen Wohlbefindens bei. So können die positiven Wirkungen des Hundes nach dem Modell der Salutogenese auch als gesundheitsfördernd verstanden werden, indem sie den Menschen darin unterstützen, seine persönlichen und sozialen Ressourcen zu stärken bzw. wiederherzustellen.

Die gesundheitsfördernde Wirkung des Hundes auf den Menschen rechtfertigt seine Unterstützung demnach auch im professionellen Kontext der tiergestützten Therapie, bei der durch den gezielten Einsatz eines Tieres positive Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten von Menschen sowohl mit körperlichen als auch mit seelischen Erkrankungen erreicht werden soll. Die vorliegende Arbeit hat aufgezeigt, dass insbesondere Menschen mit psychischen Erkrankungen von den positiven Wirkungen speziell des Hundes profitieren können. Im Sinne des biopsychosozialen Modells ist dieser Personenkreis besonderen Risiken auf psychischer und sozialer Ebene ausgesetzt, die die Krankheit manifestieren können. Der therapeutische Einsatz des Hundes hat dabei die Möglichkeit, persönliche und soziale Ressourcen des Menschen zu stärken bzw. wiederherzustellen und so zur Förderung seiner Gesundheit unterstützend beizutragen, was anhand der aufgeführten Fallbeispiele exemplarisch verdeutlicht wurde.

Dabei ist zu betonen, dass der Hund im therapeutischen Kontext nicht als Allheilmittel verstanden werden darf. Nicht jede psychische Erkrankung lässt sich

durch die therapeutische Intervention eines Hundes positiv beeinflussen, des weiteren sollte immer auf die Bedürfnisse und Wünsche, aber auch auf mögliche Ängste des individuellen Menschen in Bezug auf den Hundekontakt Rücksicht genommen werden. Aber auch bei den Menschen, die sich auf die Möglichkeiten der tiergestützten Therapie einlassen können und möchten, kann und sollte der Hund lediglich als Unterstützung und Ergänzung zu anderen Therapiekonzepten betrachtet werden, die ihren eigenen Beitrag zur Behandlung psychischer Erkrankungen leisten und von ebenso großer Bedeutung sind. Es liegt jedoch die Forderung nahe, das Konzept der tiergestützten Therapie unter besonderer Berücksichtigung des Hundes stärker im sozialpsychiatrischen Bereich der Sozialen Arbeit zu verorten. Voraussetzung hierfür ist jedoch zunächst eine hinreichende wissenschaftliche Etablierung dieses sehr modernen Therapiezweiges. Insbesondere im therapeutischen Einsatz des Hundes im sozialpsychiatrischen Bereich ist die Praxis der Theorie noch weit voraus. Gegründete Verbände und Organisationen arbeiten jedoch daran, einheitliche Standards auf diesem Gebiet zu entwickeln, um den Bereich der tiergestützten Therapie als anerkannten Wissenschaftszweig zu etablieren.

7. Literaturverzeichnis

Beetz, Andrea 2003: Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 76 – 84

Beyer, Barbara / Scharf, Karin: Die Bedeutung des Hundekontaktes unter Berücksichtigung des Pflegeprozesses. In: Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hrsg.) 2007: Tiere öffnen Welten. Ideen-Projekte-Leitlinien zum fachgerechten Einsatz von Hunden, Katzen und Kaninchen in der Altenhilfe. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe, 64 - 91

Bosshard, Marianne / Ebert, Ursula / Lazarus, Horst 2001: Sozialarbeit und Sozialpädagogik in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag

Ciampi, Luc / Dauwalder, Hans-Peter (Hrsg.) 1990: Zeit und Psychiatrie. Sozialpsychiatrische Aspekte. Bern: Hans Huber-Verlag

Eppel, Heidi 2007: Stress als Risiko und Chance. Grundlagen von Belastung, Bewältigung und Ressourcen. Stuttgart: Kohlhammer-Verlag

Feddersen-Petersen, Dorit 2000: Hundepsychologie. Wesen und Sozialverhalten. Stuttgart: Kosmos-Verlag

Forman, Alan / Niederwieser, Stephan 2000: Die heilende Kraft der Tiere. Was sie uns lehren und wie sie uns gut tun. München: Goldmann-Verlag

Frömming, Heiko 2006: Die Mensch-Tier-Beziehung. Theorie und Praxis tiergestützter Pädagogik. Saarbrücken: VDM

Goertz, Vera: Tiergestützte Betreuung psychisch kranker Menschen: Hundebesuchsdienst im Rahmen des Betreuten Wohnens. In: Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hrsg.) 2007: Tiere öffnen Welten. Ideen-Projekte-Leitlinien zum fachgerechten Einsatz von Hunden, Katzen und Kaninchen in der Altenhilfe. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe, 107 - 120

Grabert, Andrea 2007: Salutogenese und Bewältigung psychischer Erkrankung. Einsatz des Kohärenzgefühls in der Sozialen Arbeit. Lage: Jacobs-Verlag

Greiffenhagen, Sylvia 1991: Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. München: Droemer Knauer-Verlag

Holmes, Jeremy 2006: John Bowlby und die Bindungstheorie. München: Reinhardt-Verlag

Köppel, Monika 2007: Salutogenese und Soziale Arbeit. Lage: Jacobs-Verlag

Lützenkirchen, Anne 2005. Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. Zielgruppen – Praxisfelder – Institutionen. Stuttgart: Kohlhammer-Verlag

Möller, Hans-Jürgen / Laux, Gerd / Deister, Arno 2005: Psychiatrie und Psychotherapie. Stuttgart: Thieme-Verlag

Ochsenbein, Urs: Der Haushund. In: Gäng, Marianne / Turner, Dennis C. (Hrsg.) 2005: Mit Tieren leben im Alter. Augsburg: Reinhardt-Verlag

Oeser, Erhard 2004: Hund und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung. Darmstadt: Primus

Olbrich, Erhard 2002: Tiere in der Therapie. Zur Basis einer Beziehung und ihrer Erklärung. In: Basler, Heinz-Dieter / Keil, Siegfried (Hrsg.): Lebenszufriedenheit und Lebensqualität im Alter. Graftschaf: Vektor-Verlag, 171 – 230

Olbrich, Erhard 2003a: Zur Ethik der Mensch-Tier-Beziehung aus Sicht der Verhaltensforschung. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 32 – 57

Olbrich, Erhard 2003b: Biophilie. Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 68 – 76

Olbrich, Erhard 2003c: Kommunikation zwischen Mensch und Tier. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 84 – 90

Olbrich, Erhard 2003d: Zum Verstehen der tiergestützten Therapie. Versuch einer Integration. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 184 - 196

Otterstedt, Carola 2001: Tiere als therapeutische Begleiter. Gesundheit und Lebensfreude durch Tiere – eine praktische Anleitung. Stuttgart: Kosmos-Verlag

Otterstedt, Carola 2003a: Kultur- und religionsphilosophische Gedanken zur Mensch-Tier-Beziehung. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 15 – 31

Otterstedt, Carola 2003b: Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: Olbrich, Erhard / Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos-Verlag, 58 – 68

Pohlheim, Katja 2006: Vom Gezähmten zum Therapeuten. Die Soziologie der Mensch-Tier-Beziehung am Beispiel des Hundes. Münster: LIT-Verlag

Rothacker, Erich 1938: Die Schichten der Persönlichkeit. Leipzig: Barth-Verlag

Röger-Lakenbrink, Inge 2006: Das Therapiehundeteam. Ein praktischer Wegweiser. Mürtenbach i. d. Eifel: Kynos-Verlag

Serpell, James 1990: Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Zürich: Müller-Verlag

Watzlawick, Paul / Beavin, Janet H. / Jackson Don D. 2007: Menschliche Kommunikation. Formen Störungen Paradoxien. Bern: Huber-Verlag

Zimbardo, Philipp G. / Gerrig, Richard J. 2003: Psychologie. Berlin / Heidelberg / New York: Springer-Verlag

Zeitschriften:

Weis, Alexander 2007: Wie uns Wolf und Hund zum Menschen mach(t)en. In: Partner Hund. Nr.9, 48 - 49

Lexikon:

Duden 2001: Das Fremdwörterbuch. Band 5. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich: Dudenverlag

Stimmer, Franz 2000: Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit. München / Wien: Oldenbourg-Verlag

Internet:

Delta Society 2007. In: <http://www.deltasociety.org/AnimalsAAAAbout.htm>
(Zugriff am 08.12. 2007)

Herriger, Norbert 2006: Ressourcen und Ressourcendiagnostik in der Sozialen Arbeit. Unveröffentlichtes Manuskript. Düsseldorf.

In: http://www.empowerment.de/materialien_5.html (Zugriff am 18. 02. 2008)

Meyers Lexikon online 2.0 2007. In: <http://lexikon.meyers.de/meyers/Therapie>
(Zugriff am 27. 12. 2007)

Ottawa Charta For Health Promotion 1986.

In: <http://www.api.or.at/akis/download/whodoc/ottawa%20charta.pdf>

(Zugriff am 13. 02. 2008)

Savory-Deermann, Cornelia 1999: Tiere als Sinnbilder der Kultur. In:
<http://home.egge.net/~savory/sinnbild.htm> (Zugriff am 15. 10. 2007)